

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

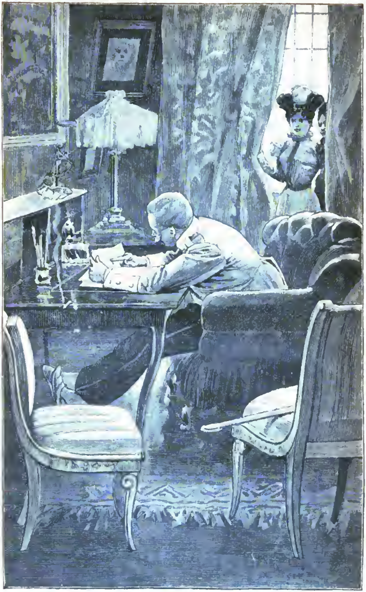

AUS
DER BIBLIOTHEK


AUS
DER BIBLIOTHEK

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Humoreske „Die Thräne“ von A. D. Borum. (S. 102)
Originalzeichnung von R. Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Das fünfte Gebot.

Roman von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Neuntes Kapitel.

Der große Schwurgerichtssaal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Auditorium bestand nicht etwa nur aus sensationsbedürftigen Leuten, die jeder andere Mordprozeß ebenfalls auf die Tribüne gelockt haben würde; es befanden sich vielmehr in überwiegender Zahl Angehörige wissenschaftlicher, besonders medizinischer Kreise unter der Zuhörerschaft. Einige Universitätsprofessoren, auch Berliner Kapazitäten hatten sich eingefunden.

Der eigentliche kriminalistische Teil interessierte diese weniger. Hauptsächlich beschäftigte sie die Frage, in welcher Weise der medizinische Sachverständige Stellung zu dem allgemein gültigen Prinzip nehmen würde, das die Erhaltung selbst des schwächsten und unrettbar verlorenen Organismus — unter Umständen auch durch Anwendung künstlicher Mittel — den Aerzten zur Pflicht macht.

Man bedauerte, daß es sich juristisch nur um eine Pflegerin, nicht um einen staatlich approbierten Arzt han-

delte. Der Fall hätte damit eine typische Bedeutung erlangt.

Die Auslosung der Geschworenen ging ohne Zwischenfälle vor sich. Nur fiel es auf, daß der Verteidiger der Angeklagten, von seinem Rechte der Ablehnung Gebrauch machend, dafür sorgte, daß zwei zufällig mit auf der Liste stehende ortsangesessene Aerzte nicht mit auf die Geschworenenbank gelangten.

Das Interesse der Laien galt natürlich zumeist der Person der Angeklagten.

Auch jetzt noch befand sich Schwester Hanna in ihrer vorgeschriebenen Tracht. Ihr Antlitz hatte einen durchgeistigten Ausdruck, der ihre ganze Gestalt zu verklären schien. Eine tiefe Trauer, die sich in ihre blassen Züge eingegraben hatte, schien dazu angethan, die Volksrichter für die Unglückliche schon im voraus einzunehmen.

Ihr eigenes Verhör gestaltete sich dadurch, daß sie auf alle Fragen nur mit matter, kaum vernehmbarer Stimme erwiderte, sie habe in der fraglichen Nacht geschlafen und vermöge sonst nichts auszusagen, sehr kurz.

Der Vorsitzende ließ es vorläufig dabei bewenden. Nur gab er der Angeklagten zu verstehen, daß die Vernehmung der Zeugen schon an den Tag bringen werde, in welcher Weise und mit welcher Absicht sie das Etui des Doktors v. Gleichen sich verschafft habe.

Unter den zuerst vernommenen Zeugen befand sich die Oberin des Augustastifts, die nur Lobendes über die Angeklagte aussagte. Erhöhtes Interesse erhielt ihre Vernehmung erst durch die letzten paar Fragen und Antworten. Der Präsident veranlaßte sie nämlich zu einer Aeußerung darüber, ob sie Schwester Hanna für empfindsamer halte als andere Pflegerinnen; ob sie vielleicht in früheren Fällen bemerkt habe, daß die Schwester mit besonders schwer Leidenden mitgelitten habe. Was die Oberin, der Wahr-

heit entsprechend, aussagte, konnte der Anklage des Staatsanwalts, der auf jedes Wort scharf aufmerkte, als Basis gelten; vertrat er doch die Ansicht, daß Schwester Hanna weder aus Haß oder Rachsucht, noch aus Gewinnsucht oder einer anderen niederen Leidenschaft die That vollbracht habe, sondern vielmehr in dem Glauben, zu einer Erlöserthat befugt zu sein, — eine Verirrung, der er mit seiner ganzen Kraft das fünfte Gebot entgegenzuhalten gedachte.

Auf die Oberin folgten Kolleginnen der Angeklagten, die gleichfalls als Leumundszeugen vernommen wurden. Dann begann das Verhör der für die Feststellung des eigentlichen Thatbestandes notwendigen Zeugen.

Zunächst mußte Doktor Günther, als der Arzt, der den ersten Befund angestellt hatte, vortreten. Im Laufe seiner Aussage wandte sich der Vorsitzende mehrmals an die Angeklagte. Weshalb sie denn darauf gedrungen habe, fragte er sie, gerade einen fremden und nicht den im Hause wohnenden, mit dem Krankheitsfall genau bekannten Doktor v. Gleichen herbeizurufen.

Hanna erhob sich matt. Ihr trüber Blick mußte erst nach demjenigen suchen, der die Frage an sie gerichtet hatte, so tief schien sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Sie sprach nur ein paar Worte in leisem Ton. Es sei noch so früh gewesen, daß sie den Hausgenossen, über dessen spätes Zurruhegehen sie zufällig unterrichtet war, nicht habe stören lassen wollen; das war alles, was aus ihr herauszubekommen war.

Der Staatsanwalt wollte am liebsten sofort Frau Sora Brand darüber hören. Der Präsident ließ sich aber in der Innehaltung der von ihm selbst festgestellten Reihenfolge nicht stören.

Die nächsten Zeugen sollten darthun, daß die Angeklagte

nach dem Tod der Leidenden sich äußerst auffällig betragen habe. Die beiden Dienstmädchen, der Gendarm, der Kriminalkommissar Weindel wurden vernommen. Daran knüpfte der Vorsitzende die Feststellung über die Art und Weise, durch die die Angeklagte in den Besitz der Medizintasche gekommen sein konnte.

In recht unzarter Form gelangte bei dieser Gelegenheit das Verhältnis Hannas zu Werner zur Sprache. Die Dienstboten sagten aus, daß die Schwester, solange sie die Hausfrau vertrat, verschiedentlich Herrn v. Gleichens Zimmer — allerdings in dessen Abwesenheit — betreten habe. Also sei wohl anzunehmen, daß sie vielleicht auch schon vor dem Tode des Fräuleins sich dort zu schaffen gemacht habe.

Ganz energisch griff hier Mittelstädt als der Verteidiger Hannas ein. Er wies die Zeugen in ihre Schranken und verlangte vom Präsidenten Schutz für seine Klientin.

Nach diesem kleinen Vorfall, der etwas Leben und Bewegung in den Gang der düsteren Verhandlung brachte, trat die Mittagspause ein.

Als erster Zeuge sollte nach der Wiederaufnahme der Verhandlung der alte Herr Kerkhoff gehört werden. Ihm sollten seine Tochter und sein Schwiegersohn folgen.

Zur größten Bestürzung Soras, die schon den ganzen Vormittag davor gezittert hatte, daß ihr bis jetzt noch nicht erschienener Mann, der anscheinend den Zug versäumt hatte, aufgerufen würde, traf Oswald kurz vor Ablauf der Pause und in seltsam erregtem Zustand im Gerichtsgebäude ein.

Seiner Frau gab er auf deren Fragen nach dem Grund seiner Verspätung und seines auffälligen Wesens nur die hastige Antwort: „Die Verhandlung wird abgebrochen werden müssen! — Eine sensationelle Wendung!"

Ohne Zögern ließ er sich beim Staatsanwalt melden,

den man eine geraume Weile später eilig den Gang durchmessen sah, um das Richterzimmer zu erreichen.

Die Spannung des Publikums wuchs, da — trotzdem die als Pause festgesetzte Frist längst verstrichen war — das Zeichen des Wiederbeginns noch immer auf sich warten ließ.

Im Richterzimmer schien sehr erregt verhandelt zu werden. Niemand erhielt dahin Eintritt.

Es ging bereits auf drei Uhr, als der Landgerichtsdirektor Traumann, von den übrigen Richtern und dem Staatsanwalt gefolgt, den Schwurgerichtssaal wieder betrat.

Als erster erhielt, nachdem die Sitzung wieder eröffnet worden war, der Staatsanwalt das Wort.

„Während der Vernehmung des nächsten Zeugen — Herrn Lieutenant a. D. Brand — bitte ich die Oeffentlichkeit ausschließen zu wollen!" kam es in ernstem, gewichtigem Tone von seinen Lippen.

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens und der Enttäuschung erklang auf den Tribünen. Sofort griff der Präsident nach der Glocke, um die Ruhe wiederherzustellen und sich jede Aeußerung des Auditoriums aufs strengste zu verbitten.

Mittelstädt war über diesen Antrag zunächst ganz bestürzt. Er legte gegen die Ausschließung der Oeffentlichkeit entschiedenen Protest ein. Es entspann sich daraufhin zwischen der Anklagebehörde und der Verteidigung eine lebhafte Kontroverse, die jedoch durch das taktvolle Eingreifen des Präsidenten bald beendigt wurde.

Es handle sich um die Erörterung eines Punktes, dessen vorzeitiges Bekanntwerden in der Oeffentlichkeit die Entlastung der Angeklagten nur erschweren könne. Im Interesse seiner Klientin möge der Herr Verteidiger sich daher mit der Maßnahme des Gerichtshofes einverstanden erklären.

Nach kurzer Besprechung wurde der Antrag des Staatsanwalts sodann zum Beschluß erhoben.

Die Räumung der Tribünen geschah von seiten des stark enttäuschten Publikums nur widerwillig. Murrend und sichtlich zögernd verfügte sich ein Teil der Zuschauer zu den Thüren. Ein widerspenstiger Rest folgte schließlich erst den nochmaligen, energischen Aufforderungen der herbeigerufenen Nuntien.

Der Präsident des Gerichtshofes duldete auf die besondere Bitte des Verteidigers zwar die Anwesenheit einiger Berichterstatter, er machte es ihnen aber zur dringenden Pflicht, über alle Punkte, die während der Zeit, da die Oeffentlichkeit ausgeschlossen war, zur Besprechung kommen würden, zu schweigen und weder durch Berichte noch durch Telegramme über die Wendung, die der Prozeß nun vielleicht nehmen werde, vorzeitig etwas zu verraten.

Auffällig war dem Verteidiger die seltsame Wandlung, die gleichzeitig mit der Angeklagten vor sich gegangen war. Trotzdem man hatte durchblicken lassen, daß ihre Lage sich voraussichtlich in kürzester Frist zum Besseren wenden würde, legte sie nun plötzlich eine angstvolle, nervöse Unruhe an den Tag, die in starkem Widerspruch mit ihrer bisherigen Teilnahmlosigkeit stand.

Nachdem der Präsident sich davon überzeugt hatte, daß sich im Saale kein Unbefugter mehr befand, erhob er sich und sagte: „Wir schreiten nunmehr zur Vernehmung des Zeugen Herrn Oswald Brand!“

Agathens Stiefbruder trat ein. Die Feststellung der Personalien und die Vereidigung erfolgte. Dann begann der Präsident:

„Herr Zeuge, Sie haben in der ersten Vernehmung gleich nach dem Ableben Ihrer Schwester dem Staatsanwaltsstellvertreter Assessor Dietz gegenüber die Vermutung ausgesprochen, daß die Kranke Selbstmord verübt habe?“

„Jawohl, Herr Präsident."

„Was brachte Sie von dieser Annahme dann wieder ab?"

„Es erschien mir nachträglich vollkommen ausgeschlossen, daß sich die Kranke das Gift auf irgend welchem Wege hätte verschaffen können. Bis zu der verhängnisvollen Konsultation bei Professor Ebhardt war sie lebenslustig gewesen. Welchen Grund hätte sie da also haben können, sich mit einem Opiat zu versehen? Nachher aber, wo sie mit einemmal sozusagen zusammenklappte, besaß sie weder die Energie, noch gab es irgend eine Möglichkeit für sie, zu dem Gift zu gelangen."

„Wäre es nicht möglich, daß sie ihre Pflegerin ersucht hätte, ihr das Opiat zu verschaffen?"

„Ich glaube Schwester Hanna in dem Zeitraum von vier Wochen ziemlich genau kennen gelernt zu haben. Ich halte sie für durch und durch wahrhaftig. Wir haben verschiedentlich sehr erregte Debatten miteinander geführt über schwierige Fragen des Rechts und der Humanitätsanschauungen zu einem Zeitpunkt, als an den Tod Agathens und die Gefahr ihres Leidens noch nicht zu denken war. Schwester Hanna trat stets mit großer Strenge und Offenheit meinen freieren Anschauungen entgegen. Daß sie die gewaltsame Erlösung meiner armen Schwester auch unter den vorliegenden besonderen Verhältnissen für ein Verbrechen hält, davon bin ich noch heute ebenso überzeugt wie davon, daß sie ihre Hand dazu nimmermehr hergegeben haben kann!"

Die Geschworenen sowohl als der Verteidiger hatten ein solches Eintreten gerade dieses Zeugen für die Angeklagte nicht erwartet. Es entstand eine gewisse Bewegung im Saale.

„Herr Zeuge," nahm der Präsident das Verhör wieder auf, „Sie sollen hernach — als der Kriminalkommissar

Weindel Erhebungen in Ihrem Hause anstellte — seine Aufmerksamkeit auf verschiedene Abschürfungen des Bewurfs unterhalb vom Fenster des Zimmers, in dem Fräulein v. Jenichen wohnte, hingelenkt haben?"

„Jawohl, Herr Präsident. Ich wußte wohl, daß eine Zeitlang ein Verdacht gegen mich persönlich geschwebt hat, die That begangen zu haben. Man wies darauf hin, daß ich im Lauf der Nacht mich doch wohl vom Hotel „Strandschloß" aufgemacht und den Weg durchs Fenster genommen haben könnte, um meiner armen Schwester den verhängnisvollen Schlaftrunk zu mischen. Ich zeigte dem Kommissar verschiedene Spuren in der Nähe des Fensters, die allerdings darauf hinwiesen, daß von außen eingestiegen worden war. Freilich gehörte hierzu eine turnerische Geschicklichkeit, die ich persönlich längst nicht mehr besitze."

Hier fiel der Staatsanwalt ein: „Sie sollen in jener Nacht auch fleißig den Getränken zugesprochen haben?"

„Ich vertrage sehr viel und bleibe daher immer noch bei klarem Bewußtsein; körperlich wird meine Leistungsfähigkeit aber nicht gesteigert. Märsche oder ein Kunststück wie das Erklettern des hochgelegenen Parterrefensters würden mir nicht gelingen, das vermag Ihnen jeder zu bestätigen, mit dem ich näheren Umgang habe. Nun war ich in jener Nacht aber gerade in einer besonders ausgelassenen Stimmung ..."

„Trotzdem Sie Ihre Schwester so schwer krank wußten?"

„Ja, Herr Präsident, ich gebe zu, recht unbesonnen gehandelt zu haben. Ein häuslicher Streit hatte mich aufgebracht. Es war lediglich Trotz, der mich zur Ausgelassenheit trieb. Ich gelte als ein guter Erzähler — und stundenlang war ich der Mittelpunkt der Gesellschaft. Ich erwähne das nur, um darzuthun, weshalb ich so felsenfest davon überzeugt sein konnte, daß mein Alibibeweis glücken mußte."

„Gemeinsam mit dem Kommissar hatten Sie nun also an dem Tage, an dem schließlich die Verhaftung der Angeklagten erfolgte, eine abermalige Durchsuchung der Räume vorgenommen?"

„Und dabei machte ich den Herrn Kommissar darauf aufmerksam, daß ein Stück der Tapete und der Gardine rechts oberhalb des Fensters beschädigt war."

„Was folgerten Sie daraus?"

„Daß der Einsteigende, nachdem er den Sims erklettert hatte, nach einem Halt suchte, um sich aufzurichten. Deutlich bemerkten wir auch den Abdruck von Fingern in der dünnen Staubschicht, die oben auf der Gardinenstange sich gebildet hatte."

„Und auch Herrn Weindel schien es da ganz glaublich, daß ein Eindringling in den letzten Nächten sich auf diesem Wege in die beiden Zimmer begeben habe?"

„Wir waren davon vollkommen überzeugt, glaubten auch schon die richtige Spur entdeckt zu haben, da plötzlich fand Weindel, der in dem Sterbezimmer noch einmal eine genaue Durchsuchung vorgenommen hatte, die er dann auch auf die Nachbarstube ausdehnte, im Gepäck der Schwester Hanna das Etui des Herrn Doktors v. Gleichen!"

Hanna hatte sich halb erhoben. Der Rechtsanwalt ermahnte sie leise, sich zusammenzunehmen. Sie hörte aber nicht auf ihn. Ihre starren Blicke hingen an den Lippen des Zeugen, während sie ihre Hände in tiefer Erregung ineinander preßte.

„Ihre erste Spur hatte Sie natürlich auf die Thäterschaft des Herrn Doktors v. Gleichen hingewiesen!" fuhr Traumann anscheinend ganz ruhig fort. „Das ist erklärlich, denn der Kommissar hatte den dem Arzt gehörigen Kolben, der mit Opium gefüllt gewesen und der durch die Dienstboten achtlos mit anderen Kleinigkeiten zum

Abfall geworfen worden war, in der verflossenen Nacht aufgefunden. Nun haben Sie in der Pause dem Herrn Staatsanwalt eine Mitteilung gemacht, die an diesen Ihren früheren Verdacht wieder anknüpft. Gleichzeitig versprachen Sie auch eine stichhaltige Erklärung für das Schweigen der Angeklagten zu geben, Herr Zeuge."

Oswald wandte sich halb nach Hanna um. Sie hatte die Hände in höchster Angst erhoben, ihr Ausdruck war so ergreifend, so flehend, daß er sich Gewalt anthun mußte, um die nächsten Worte herauszubringen.

„Nun denn, ich bin der Ueberzeugung, daß Fräulein v. Jenichen den Thäter kennt, daß sie selbst aber völlig unschuldig an dem gewaltsamen Tode meiner Schwester ist, und daß sie schweigt und lieber sich selbst verurteilen läßt, um den eigentlichen Schuldigen zu schützen!"

Die Angeklagte sah sich von allen Seiten scharf beobachtet. Sie hatte die Kraft der Beherrschung nicht, um ihre furchtbare Komödie noch länger durchzusetzen, und doch ahnte sie, daß über dem Haupt des Geliebten, wenn sie sich jetzt verriet, eine große Gefahr schwebe. Ein Zittern überlief ihre Gestalt, als jetzt Traumann in noch immer ruhigem, sachlichem Ton den Zeugen fragte:

„Und für wen sollte die Angeklagte denn so selbstlos und aufopferungsvoll eintreten?"

„Für ihren Bräutigam — Herrn Doktor Werner v. Gleichen, an dessen Thäterschaft auch für den Gerichtshof kein Zweifel mehr bestehen wird, sobald ich fertig gehört worden bin!"

Mittelstädt sah, daß seine Klientin wankte. Er verließ hastig seinen Platz und näherte sich dem Eingang der Anklagebank.

Ein leises, innerliches Schluchzen erschütterte Hanna. Sie wollte ihre tiefe Bewegung zurückdrängen, doch plötzlich erfaßte sie ein Schwindelanfall, und sie sank zur Seite.

Noch rechtzeitig fing sie der Rechtsanwalt auf, sonst wäre sie gegen die Holzwand gefallen.

Eine kurze Pause trat ein. Der Vorsitzende gestattete, daß die Angeklagte die hochlehnige Bank verließ und daneben auf einem vom Nuntius herbeigeschafften Sessel Platz nahm. Mittelstädt reichte ihr Wasser zum Trinken und sprach ihr in warmem, dringlichem Tone zu.

„Schildern Sie nun also Ihre letzten Erlebnisse auf Rügen, Herr Zeuge!" fuhr Traumann nach einer Weile fort.

Oswald begann in rascher Folge zu erzählen, wie es gekommen war, daß er sich am vorgestrigen Abend noch einmal von Saßnitz aus nach seiner Besitzung verfügt habe. „Man hatte mir erzählt, der einsame Bewohner der Villa „Waldfrieden" umwandere jede Nacht, wie von geheimer Furcht gepeinigt, die Mordstelle. Nachdem er den Abend über still in seinem Zimmer verweilt habe, verlasse er gegen Mitternacht das Haus und nehme lange, unheimliche Märsche durch den Garten auf. Schon längst hat sich deshalb im Dorf die Legende gebildet, Doktor v. Gleichen sei der Mörder — nicht seine Braut!"

Hier mischte sich der Staatsanwalt ein: „Aber, Herr Zeuge, Sie sagten mir doch vorhin, Sie hätten wirkliche Beweise für die Unschuld der Angeklagten?"

„Ich bin noch nicht zu Ende, Herr Staatsanwalt. Selbstverständlich hatte das Gerede des ungebildeten Volkes für mich keinen ausschlaggebenden Wert, aber ich wollte mich doch davon überzeugen, was daran sei. In Gemeinschaft mit dem Ortsvorstand beobachtete ich vorgestern nacht die Villa „Waldfrieden". Wir warteten ein paar Stunden vergeblich. Schon wollten wir den Garten wieder verlassen, da öffnete sich plötzlich die Thür, und Herr v. Gleichen trat heraus. Mit langsamen, schleppenden Schritten umschlich er das Kurhaus. Das Antlitz hatte er zur Erde

gesenkt, den Kopf vorgebeugt. Zweimal blieb er vor dem mehrfach erwähnten Fenster stehen. Es war verschlossen — auch die Läden waren zu. Langsam wandte sich der seltsame Wanderer zur Seite, und endlich verschwand er auf demselben Wege, auf dem er gekommen, wieder im Hause. Ich muß gestehen, auch auf mich machte seine ganze Erscheinung den Eindruck eines Menschen, der unter geheimen Seelenqualen leidet. Ich entsann mich der allgemein bekannten volkstümlichen Deutung: daß es den Mörder wieder und wieder wie mit magischer Kraft an die Stätte seines Verbrechens zurückziehe. Der Ortsvorstand, der mich hierher begleitet hat, um dem hohen Gerichtshof gleichfalls als Zeuge zu dienen, war derselben Ansicht. Er hielt mich aber davon zurück, dem verdächtigen Manne schroff entgegenzutreten, ihn auf der Stelle des Verbrechens zu zeihen, um ihn zu einem sofortigen Geständnis zu bewegen. Daß er am Tode meiner Schwester eine Schuld trägt, davon muß man überzeugt sein, wenn man ihn beobachtet hat wie wir."

Tief holte der Zeuge Atem. Die Geschworenen rührten sich nicht. Ihre Blicke hatten sich auf der zitternden Gestalt vereinigt, die gegenüber von ihnen auf dem Stuhl saß und während des langen unheimlichen Berichts des Zeugen sich erhob und immer angstvoller — die Hände wie flehend nach dem Sprecher ausstreckend — sich diesem näherte.

Ein lautes, schmerzvolles Weinen drang plötzlich aus Hannas Brust.

„Nein, nein," kam es in gebrochenen Lauten von ihren Lippen, „Werner ist kein Mörder! Er ist unschuldig — ich weiß es!"

Der Präsident hatte sich erhoben. Fast triumphierend blickte er zu der Angeklagten hinüber. Er hatte es ja gewußt, daß sie endlich doch sprechen würde.

„Woher wissen Sie so bestimmt, Angeklagte," sagte er in scharfem Tone, „daß Herr v. Gleichen der Mörder nicht sein kann? Wie nun, wenn der Zeuge einen Beweis hätte, der das Geständnis, von seiner eigenen Hand geschrieben, enthielte?"

Hanna riß entsetzt die Augen auf. „Er hätte sich selbst bezichtigt? Aber bei klarem Bewußtsein — in wachem Zustand doch nicht?"

„Was meinen Sie damit, Angeklagte?"

„Nun ... Werner v. Gleichen ist — Schlafwandler!" brachte Hanna mühsam hervor. „Was immer in jener Nacht geschehen sein mag — es trifft ihn keine Schuld, denn er besaß die Verfügung über seine Geisteskräfte nicht. Und deshalb sage ich: man darf ihn nicht einen Mörder nennen!"

Eine große Bewegung entstand sowohl am Richtertisch als auch auf der Geschworenenbank. Ernst mahnend sah der Präsident der Angeklagten ins Auge.

„Sie wußten also darum, daß Herr v. Gleichen in der fraglichen Nacht vom Garten her durch Ihr Fenster das Gemach Ihrer Freundin erreicht hat?"

Wahnsinnige Angst ergriff Hanna. Sie machte sich innerlich die bittersten Vorwürfe, zu viel verraten zu haben. Hastig wollte sie zurücknehmen, abschwächen, was sie gesagt hatte. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie in ihrer Bestürzung das Schweigen gebrochen, dessen Unverbrüchlichkeit sie sich so fest gelobt hatte?!

Traumann wiederholte seine Frage noch eindringlicher.

„Nein, nein!" rief Hanna in höchster Erregung. „Gott ist mein Zeuge, ich habe ihn in jener Nacht nicht gesehen!"

„Aber in anderen Nächten — vorher und nachher?"

Man ließ ihr keine Ruhe; sie mußte endlich die Wahrheit gestehen.

„Nun," sagte der Präsident, „ob es möglich ist, daß ein Mensch im Schlafwandel so überlegt handelt, wie es bei Herrn v. Gleichen der Fall gewesen sein muß, darüber mögen die medizinischen Sachverständigen entscheiden. Vorläufig genügt es uns, erfahren zu haben, daß Sie Herrn v. Gleichen ebenfalls zu verschiedenen Malen beobachtet haben. Und wenn Sie sich auch alle Mühe gegeben hatten bis zum heutigen Tage, durch Ihr Schweigen Ihre Richter irre zu leiten — jetzt wissen wir, daß auch Sie den Verdacht der Thäterschaft schon längst auf Ihren Bräutigam geworfen haben!"

Sie rang die Hände, sie war außer sich. Oswald trat zu ihr; gemeinsam mit dem Anwalt suchte er sie zu beruhigen, doch sie schluchzte so herzzerbrechend, daß keiner von ihnen sich Gehör zu verschaffen vermochte.

Da ward der Zeuge wieder vom Präsidenten angerufen.

„Herr Brand, Sie erklärten nun weiter, daß Sie am gestrigen Morgen eine zweite wichtige Entdeckung gemacht hätten, die die Thäterschaft des Doktors v. Gleichen unwiderleglich erweist?"

Oswald warf, selbst von Mitleid ergriffen, der unglücklichen Braut des Verdächtigen einen bekümmerten Blick zu, dann raffte er sich auf und fuhr in seiner Schilderung fort:

„Nachdem ich mich, noch unter dem Eindruck der seltsamen nächtlichen Begegnung mit dem Doktor, vom Ortsvorstand getrennt hatte, um im „Strandschloß" zu übernachten, mußte ich Herrn Streitke anderen Tages noch einmal aufsuchen. Ich hatte bei ihm die Schlüssel vom Kurhaus und von den unbewohnten Räumen der Villa „Waldfrieden" deponiert, damit — bei einem Brandunglück etwa — jemand am Ort war, der sich rasch Zugang zu den beiden Häusern verschaffen konnte. Nun waren Reklamationen von Badegästen gekommen, die behaupteten,

einige Gegenstände bei ihrer Abreise vergessen zu haben. Herr Streitke war so liebenswürdig, mich hinüberzubegleiten. Unterwegs besprachen wir den Vorfall der letzten Nacht und kamen dahin überein, in der Gerichtsverhandlung unser Erlebnis zur Sprache zu bringen."

Hanna, die bis jetzt noch nicht wieder zugehört hatte, erhob plötzlich nervös erregt den Kopf, da in der Thür, die vom Zeugenzimmer hereinführte, ein leichtes Poltern vernehmbar wurde. Sie wandte sich flüchtig dahin um — in demselben Augenblick schoß ihr aber das Blut nach den Schläfen, denn sie erkannte in der Hand des Nuntius, der soeben in den Saal hereintrat, den Handkoffer Werners.

„Der Ortsvorstand half mir im ganzen Hause nach den reklamierten Gepäckstücken suchen, wir fanden aber nichts," fuhr Oswald fort. „Schließlich entsann ich mich einer Art von Gepäckkammer, die wir auf dem Boden eingerichtet hatten. Richtig lagen die vermißten Gegenstände dort. Gleichzeitig entdeckten wir aber auch einen unverschlossenen und dabei anscheinend gefüllten Handkoffer. Wir nahmen ihn auf, bemerkten die Initialen des Herrn Doktors v. Gleichen auf dem Deckel, und als wir hineingriffen, fiel uns ein offener Brief in die Finger, der vom Herrn Doktor in jener Nacht, unmittelbar nach der That, geschrieben sein muß und der die Aufschrift trägt: „An meinen Bruder!" ... Hier ist der Koffer — hier das Dokument!"

Die Geschworenen erhoben sich, um die Gegenstände besser sehen zu können. Der Nuntius legte sie, der Weisung des Präsidenten folgend, auf den Tisch vor dem Staatsanwalt nieder.

Eine ungeheure Erregung hatte sich der Versammlung bemächtigt. Am fassungslosesten aber war Hanna. Was sie in diesen qualvollen Augenblicken erduldete, welcher

Sturm durch ihre Seele ging — keiner der Anwesenden vermochte das zu ermessen, weil keiner ahnte, mit welch inniger Liebe sie an Werner, über den jetzt ein finsteres Schicksal hereinbrechen mußte, hing. Und das allerentsetzlichste war für sie der innerliche Vorwurf, daß sie nicht vermocht hatte, den Geliebten zu retten. Die Vorstellung, daß er nun erfahren sollte und mußte, welche Unthat er in seinem Traumleben begangen, trieb sie schier zum Wahnsinn.

Nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, begann der Präsident, zu dem Zeugen gewandt: „Haben Sie eine Ahnung, wie der Koffer, den Herr Doktor v. Gleichen angab, in Saßnitz verloren zu haben, in jene Kammer gekommen sein kann?"

„Vielleicht vernimmt der Herr Präsident zunächst meine Frau darüber. Sie pflegte die Schlüssel zu den verschiedenen Kammern stets bei sich zu tragen, sie war es auch, die sie dem Ortsvorstand am Tage unseres Auszuges aus dem Kurhaus in die Hand lieferte."

„Und hat Ihre Frau die Schlüssel niemals vorher einem anderen anvertraut?"

„Nie."

„Wer besaß sie denn in der Zeit, während deren Ihre Frau gefänglich eingezogen worden war?"

„Schwester Hanna."

Inzwischen hatte der Staatsanwalt das vor ihm liegende Schreiben gelesen. Es waren nur wenige, flüchtige, erregt hingeworfene Zeilen.

„. . . Ich habe sie getötet, die Edle, die Teure! Ich konnte sie nicht ihrem fürchterlichen Schicksal überlassen, langsam und qualvoll dem Tode in die Arme zu sinken. Der Inhalt des Opiumfläschchens diente mir dazu, die arme Märtyrerin von ihren Leiden zu erlösen. — Ich stand in der Thür und sah sie sich regen — ich sah ihre

blasse, zarte Hand, leuchtend im Dämmerlicht des jungen Tages, nach dem Glase sich ausstrecken — sah sie den Schlaftrunk schlürfen. Nun ist's geschehen, sie hat ausgelitten. Aber auch mein Dasein ist vernichtet — nie könnte ich wieder des Lebens froh werden. Ich folge ihr. Lebe wohl, gedenke meiner in Mitleid und Liebe; verdamme nicht deinen unglücklichen Bruder."

Tiefe Erschütterung rief dieses Geständnis hervor, das der Staatsanwalt vorlas. Hanna hatte den Kopf herabsinken lassen, ganz gebrochen saß sie da.

„Nach diesen Eröffnungen," ließ sich nun der Präsident vernehmen, „stelle ich es dem Herrn Staatsanwalt anheim, ob er die Klage in ihrer bisherigen Form gegen Fräulein v. Jenichen aufrecht erhalten will."

Mit Spannung hörte man der Erklärung des öffentlichen Anklägers zu.

„So schwer belastend die Aussagen des Zeugen Brand und der Angeklagten und schließlich dieses schriftliche Geständnis für den Doktor v. Gleichen sind, so kann ich doch die Anklage gegen Schwester Hanna noch nicht fallen lassen, da ja noch immer nicht erwiesen ist, ob sie sich nicht der Beihilfe schuldig gemacht hat. Wenigstens erscheint mir die Annahme durchaus berechtigt, daß niemand anders als die Angeklagte den Handkoffer nach jener Kammer verbracht hat."

„Ich hoffe," ließ sich der Vorsitzende vernehmen, „daß Schwester Hanna, die nun doch wohl einsehen wird, daß sie durch ihr Schweigen nichts mehr verschleiern kann, uns die Entwirrung der Fäden durch ein umfassendes Geständnis erleichtern wird."

Hanna hörte nicht. Sie hatte sich in fieberhafter Angst an ihren Anwalt gewandt. „Sie wollen es nicht glauben, daß er nur im Schlafwandel gehandelt hat. Wie soll ich es den Richtern beweisen? Er ahnt es bis zu dieser

Stunde nicht einmal, welche Schuld er auf sich geladen hat. Ach, wenn er es erfährt — es wird ihn moralisch töten! Aber daß der Unglückliche nun auch noch gerichtlich bestraft wird: nein, Herr Anwalt, das dürfen Sie nicht dulden! Ueben Sie Barmherzigkeit!"

Der Anwalt hatte sich blitzenden Auges umgesehen. Ein rascher Entschluß schien in ihm aufgetaucht zu sein.

„Herr Präsident," ließ er sich vernehmen, „meine Klientin wird Ihnen über alles Auskunft geben, was Sie zu hören wünschen. Aber das Bild der dortigen Verhältnisse dürfte den Herren Richtern und Geschworenen durch den persönlichen Augenschein bei weitem näher gerückt werden. Ich stelle daher den Antrag, die Sitzung zu vertagen und sofort einen Lokaltermin anzusetzen, der noch am heutigen Abend stattfinden könnte."

Dieser Vorschlag verblüffte die Anwesenden zunächst. Schon im Interesse der Angeklagten, die nunmehr der Mehrzahl der Geschworenen völlig schuldlos erschien, unterstützte man aber nach einigem Hin und Her den Antrag.

Landgerichtsdirektor Traumann erhob sich. „Ich vertage hiermit die Sitzung und fordere das ganze Geschworenengericht auf, die Reise unverzüglich anzutreten. In einer Stunde ist ein Zug über Stralsund dahin fällig. Ich bitte die Herren aber inständigst, über das Ziel der Reise sich vorläufig noch gegen niemanden zu äußern."

Während die Juristen und Geschworenen den verschiedenen Ausgängen zustrebten, ging der Staatsanwalt auf die Angeklagte zu, die von den Nuntien soeben wieder abgeführt werden sollte.

„Schwester Hanna, wir erwarten nun von Ihnen, daß Sie ein freimütiges Bekenntnis ablegen. Also sprechen Sie: wann und auf welche Weise haben Sie sich in den Besitz jener Medizintasche gesetzt, und weshalb haben Sie den Koffer heimlich nach jener Kammer verbracht?"

Hanna sah keinen Ausweg mehr. Sie mußte die Wahrheit in ihrem ganzen Umfang eingestehen. Denn dadurch allein war es noch möglich, Werner zu entlasten, daß sie dem Staatsanwalt den unnatürlichen Zustand seines Traumlebens glaubhaft machte. Sie schilderte zunächst die Ereignisse vor dem Tode Agathens, sie berichtete über die qualvollen Träume, von denen der Unglückliche heimgesucht worden sei, und über das allmähliche Erwachen des durch eben diese Schilderungen in ihr hervorgerufenen Verdachts: daß er selbst der Thäter gewesen sei, ohne eine Ahnung von diesem grausamen Vorfall zu besitzen.

Der Staatsanwalt hörte ihr aufmerksam zu.

„Hauptsächlich kommt es für Sie aber nun darauf an, Schwester Hanna," sagte er dann, „glaubhaft nachzuweisen, daß Sie während der That selbst nicht zugegen waren und auch keinerlei Unterstützung geleistet haben. Sie werden einsehen, daß die versuchte Beiseiteschaffung des Koffers und des Etuis Sie schwer belastet."

„Es war nur ein Zufall, daß ich den Koffer in Werners Zimmer entdeckte," versetzte Hanna.

„Aber Sie hatten durch jene nächtliche Begegnung am Fenster doch schon den festen Verdacht, daß Ihr Bräutigam der Thäter sein müsse, und deshalb hielten Sie die Nachforschungen in seinem Zimmer?"

„Eine unbestimmte Furcht veranlaßte mich dazu."

„Aber wie konnte Doktor v. Gleichen dem Kommissar Weindel angeben, daß er den Koffer mit den anderen Effekten nach Saßnitz geschickt habe? Hatten Sie ihm denn gesagt, daß Sie ihn bereits beiseite geschafft hatten?"

Trübe lächelnd schüttelte Hanna den Kopf. „Er wußte gar nichts davon, daß der Gegenstand sich noch in seinem Zimmer befand."

„Aber das ist doch kaum möglich!"

„Der Koffer stand in der Ecke hinter dem Schreib-

tisch. Auch das Dienstpersonal, das doch eigentlich verpflichtet gewesen wäre, gründlich überall nachzusehen, hat ihn dort nicht entdeckt."

„Sie schafften also den Koffer nach der Kammer, nahmen aber das Etui an sich, nicht wahr?"

Schlicht erzählte sie den ganzen Hergang, verschwieg auch ihre damalige Absicht nicht, das Etui in völlig regelrechtem Zustand später wieder in Werners Effekten einzuschmuggeln.

„Wie kam es nun, daß Ihnen das Schreiben Ihres Bräutigams an seinen Bruder entgehen konnte, das doch obenauf, dicht unter dem Etui lag?"

Sie schilderte die kurze Scene ausführlich: die Zeit sei so knapp gewesen, daß ihr nicht die Möglichkeit geblieben war, dem weiteren Inhalt nachzuforschen.

Der Staatsanwalt fragte darauf: „Sie glauben also, daß Ihr Bräutigam gewissermaßen im traumhaften Zustand den bewußten Handkoffer von dem übrigen Gepäck, das schon zur Abholung für den Burschen bereit stand, getrennt und an die verborgene Stelle hinter dem Schreibtisch verbracht habe?"

„Ja, das muß ich jetzt glauben," sagte sie schwer atmend.

„Woher aber das schriftliche Schuldbekenntnis? Das scheint doch in klarem Geisteszustand geschrieben zu sein. Er spricht darin davon, daß er ebenfalls nicht mehr leben könne. Wie erklären Sie sich das?"

Hanna brach in ein erschütterndes Schluchzen aus.

„Ich weiß es nicht, ach, ich weiß es nicht!"

Das Rätsel, obwohl nach einer Seite hin scheinbar völlig gelöst, wurde nach der anderen Seite hin immer dunkler und verworrener. Wo lag die Wahrheit?

Zehntes Kapitel.

Hanna befand sich auf der Fahrt nach Rügen in einer entsetzlichen Verfassung. Mußte sie sich doch sagen, daß man durch diesen neuen Termin zwar sie entlasten, aber ihren Bräutigam der Schuld überführen wollte. Sie litt unsäglich unter der Erwartung der Gegenüberstellung mit dem Unglücklichen.

Es war acht Uhr vorbei, als man nach Saßnitz gelangte. In sechs rasch requirierten Fuhrwerken wurde die Fahrt durch die bereits im nächtlichen Dunkel liegende Stubbnitz angetreten.

Hanna hatte erwartet, daß die Wagen vor dem Kurhaus vorfahren würden, daß Werner sofort herbeigeholt und mit ihr konfrontiert werde. Sie bemerkte aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß die Fuhrwerke noch vor dem Ausgang des Waldes hielten. Da in den Laternen kein Licht brannte, so war der ganze Schauplatz in völliges Dunkel gehüllt. Man forderte sie mit gedämpfter Stimme auf, auszusteigen.

Von den übrigen Herren vermochte sie nichts zu entdecken; dicht neben sich erkannte sie aber Oswald Brand, den Staatsanwalt, ihren Verteidiger, sowie einen der Aerzte, einen älteren Sanitätsrat. Langsam ging die nächtliche Wanderung vor sich. Kein Wort wurde dabei gesprochen.

Sie gelangten ins Dorf. Nur in wenig Häusern brannte noch Licht. Auch im „Strandschloß“ waren nicht mehr als zwei Zimmer erleuchtet. Hanna wunderte sich darüber, daß man nicht den Strandweg nahm, der zur Front der Villa „Waldfrieden“ führte, sondern die kleine Gasse benutzte, durch die man von der Dorfstraße zum seitlichen Eingang des Kurhauses gelangte.

Zögernd blieb sie stehen. Eine unsagbare Bangigkeit

hatte sich ihrer bemächtigt. „Wohin bringt man mich?“ fragte sie unruhig.

Kurz angebunden befahl ihr der Staatsanwalt, zu schweigen.

Jetzt trat man ins Haus ein. Es wurde kein Licht angezündet. Tastend mußte sie den Weg finden.

Oswald war vorangeschritten. Als er die Thür zu Agathens Sterbezimmer öffnete, fiel ein matter Lichtstreifen durch die Fugen der Läden.

Sie wurde aufgefordert, einzutreten. Ein leichtes Frösteln überlief sie.

In leisem Ton verhandelten die Herren miteinander. Hanna verstand nicht, was sie sagten. Doch dann vernahm sie, daß zwei der Herren die Thür zu dem anstoßenden Zimmer öffneten, und daß gleich darauf nebenan auch die Fensterläden geöffnet wurden.

Was sollte geschehen? Wozu diese seltsamen Vorbereitungen? Sie preßte in steigender Angst die Hände ineinander. Mit zitternder Stimme fragte sie den in ihrer Nähe gebliebenen Rechtsanwalt, was das alles zu bedeuten habe.

Auch Mittelstädt schien die Absichten nicht genau zu kennen. Er nahm aber an, daß man abwarten wolle, ob Werner v. Gleichen vielleicht auch in dieser Nacht seine seltsamen Wanderungen wieder aufnehmen werde. Mit gedämpfter Stimme sprach er seine Vermutung gegen Hanna aus. Diese drang in ihn, ihr offen zu gestehen, ob er denn nicht gleich ihr der Ueberzeugung sei, daß Werner keinenfalls bei klarer Besinnung, sondern nur im traumhaften Zustand gehandelt haben könne.

Mittelstädt zuckte seufzend die Achsel. Er hatte mit einem der Sachverständigen eine längere Auseinandersetzung gehabt, deren Ergebnisse ihn für den der That Verdächtigten fürchten ließen. Als Hanna aber nicht abließ mit

ihren geängstigten Bitten um Aufklärung, sagte er leise: „Die Wissenschaft glaubt an derlei Vorkommnisse nicht, Fräulein v. Jenichen. Man giebt wohl zu, daß einzelne mit besonders empfindsamen und erregten Nerven ausgerüstete Individuen zur Nachtzeit sich im Schlaf erheben, auch in ganz geordneter, wenngleich durchaus mechanischer Weise sich ankleiden und den Gebrauch der Glieder fast wie im normalen Zustand beherrschen. Man will auch gern glauben, daß Ihr Bräutigam, von Wahnvorstellungen, schweren Träumen gepeinigt, in jenen Nächten die seltsame Wanderung durch den Garten ausgeführt hat. Aber man bestreitet entschieden, daß er so überlegt gehandelt haben könnte, wie es die Thatsachen beweisen, wenn er sich damals im Zustand des Schlafwandels befunden hätte. Jedenfalls wäre es ihm unmöglich gewesen, den belastenden, wenn auch erregt, so doch durchaus klar abgefaßten Brief als Somnambulist niederzuschreiben!"

Hanna stöhnte tief und schmerzvoll auf. Da ward rasch die Thür vom Nebenzimmer geöffnet.

„Fräulein v. Jenichen!" ließ sich die Stimme des Staatsanwalts vernehmen.

Zagend trat Hanna näher. In der Nachbarstube war es etwas heller, obgleich auch hier kein Licht brannte. Das Fenster stand weit auf; das bleiche Licht des Mondes breitete einen geheimnisvollen Schein über den Garten aus. Von der See her blies eine kräftige Brise frischen Atem in das lang verschlossen gehaltene, von dumpfer Luft erfüllte Gemach. Es durchschauerte Hanna, als sie in die Nähe des offenen Fensters gelangte.

„Erkennen Sie die Gestalt dort drüben auf dem Kiesweg?" fragte der Staatsanwalt flüsternd.

Lähmendes Entsetzen griff Hanna ans Herz. Sie vermochte nicht zu antworten.

„Es ist Werner v. Gleichen," fuhr der Beamte fort.

„Nun antworten Sie mir gewissenhaft: War sein Gang damals, als Sie ihn sahen, ebenso oder anders? Geben Sie acht — jetzt wendet er sich etwas schleppend um. Ist Ihnen die Begegnung von damals noch genau in der Erinnerung?"

„Ja," hauchte Hanna.

Starren Blickes verfolgte sie die müde, leicht nach vorn gebeugte Gestalt. Ein unendliches Wehgefühl ergriff sie. Aber sie vermochte nicht zu weinen. Erbarmen und Entsetzen rangen in ihr.

Jetzt blieb Werner stehen. Es schien so, als sei sein Antlitz der Hausfront zugekehrt. Wahrhaftig — wie damals kam er auf das Haus zu!

Gespannt streckten die Kriminalisten die Köpfe nach dem Fenster vor. Der Staatsanwalt richtete dabei fortgesetzt leise Fragen an Hanna. Ihr war der Hals vor Angst wie zugeschnürt, sie brachte kaum einen Ton aus der Kehle hervor.

Jetzt verließ der scharf beobachtete Wanderer den Rasen, er schritt langsam, das Antlitz zu dem geöffneten Fenster erhebend, auf die Front zu.

Der Staatsanwalt hörte plötzlich hinter sich eine Thür gehen. Ein Zug entstand, der den einen Fensterflügel geräuschvoll zuwarf.

Der Wanderer draußen blieb stehen.

„Wo ist die Schwester? Wo ist Fräulein v. Jenichen?" raunte der Staatsanwalt, der auf seine Fragen keine Antwort mehr bekam, seiner Umgebung zu.

Man durchforschte hastig das Zimmer. Nichts zu finden. Da vernahm man von dem seitlichen Eingang des Gartens her rasche Schritte — ein ängstliches Schluchzen, das sich steigerte.

„Was thut sie?" entfuhr es dem Staatsanwalt, der am Ton sofort Hannas Stimme erkannte.

In demselben Augenblick ertönte ein markerschütternder Aufschrei: „Werner — Werner!"

Hanna hatte sich, von der Angst um das Schicksal des Geliebten zur Verzweiflung getrieben, zitternden Fußes aufgemacht, um sich ihm entgegenzuwerfen.

Ein Tumult entstand in dem Zimmer des Erdgeschosses, gleichzeitig tauchten auch in dem seitlichen Gebüsch des Gartens neben der Dependance dunkle Gestalten auf, die Zeugen dieser Scene gewesen waren.

Man eilte herzu, denn man sah den bisher scharf beobachteten Wanderer plötzlich nicht mehr. In halber Höhe nur leuchtete das weiße Häubchen der Schwester durch die Nacht. In Hannas Armen war Werner, wie vom Schlag gerührt, zu Boden gesunken. Hanna kauerte nun dicht bei ihm; in flehendem Tone, schluchzend, beschwor sie ihn, zu sich zu kommen.

Endlich brachte man Licht herbei. Werner erhob mühsam den Kopf und sah mit starren, entsetzten Blicken um sich. Angstvoll breitete er dann wieder die Arme nach Hanna aus.

„Was ist — geschehen? Wo bin ich?" stammelte er. Sofort schloß er darauf wieder, vermutlich in einem neuen Ohnmachtsanfall, die Augen.

Die wenigsten hatten sehen können, wie die Sache vor sich gegangen war. Noch jetzt wußten verschiedene der durch den Garten laufenden Leute nicht, was denn eigentlich geschehen sei.

Einer der Aerzte war sofort zur Stelle. Werner hatte sich bei seinem Sturz leicht am Kopf verletzt. Die Wunde beachtete man aber vorläufig nicht. Der Mediziner stellte vielmehr rasch eine Untersuchung der Herzthätigkeit des Bewußtlosen an.

„Ruhe — Ruhe!" beschwichtigten die Aerzte die aufgeregte Umgebung und ordneten die rasche Ueberführung des offenbar Kranken nach einem geschlossenen Raume an.

Der Staatsanwalt wollte Hanna mit ernsten, verweisenden Worten wegen ihres unverzeihlichen Eingreifens zur Rede stellen, diese ließ sich aber durch nichts davon abbringen, den Transport zu begleiten. Nur die Sorge um den Gesundheitszustand des Geliebten beschäftigte sie in diesem Augenblick.

Werner wurde in sein Zimmer und zu Bett gebracht. Auf ihr ergreifendes Flehen hin gestattete man Hanna, in Gesellschaft der beiden Aerzte am Lager des Kranken zu bleiben. Sie mußte aber versprechen, streng den Verhaltungsmaßregeln nachzukommen, die ihr erteilt wurden.

Der Staatsanwalt hatte mit den beiden Gerichtsärzten dann noch eine ernste Besprechung. Die Mediziner stellten eine Ueberführung des Kranken nach Greifswald innerhalb der nächsten Tage als unmöglich hin. Es sei nicht ausgeschlossen, daß sich bei dem Unglücklichen ein Nervenfieber entwickle, meinten sie. Jedenfalls bedürfe er dringend der Schonung und sorgfältigsten Pflege.

Da der Staatsanwalt zu der Ueberzeugung gelangt war, daß er die Anklage gegen Schwester Hanna zurückziehen müsse, so gestattete er ihr auf ihre Bitten das Verweilen bei ihrem Bräutigam. Freilich ließ er auch den Kriminalkommissar als Wache im Hause zurück.

Dann entfernten sich die Herren.

Im „Strandschloß" hatte sich der Staatsanwalt für diese Nacht einquartiert. Er befand sich in ernsten Erwägungen mit den beiden Sachverständigen, die soeben vom Krankenlager ihres jungen Kollegen herübergekommen waren.

Außer Oswald und dem Kommissar wachte in der Villa „Waldfrieden" nur noch ein menschliches Wesen: Hanna, die in tiefster Ergriffenheit am Lager des Geliebten saß.

— — — — — — — — — — — —

An einen Transport des Kranken war auch am nächsten

und darauffolgenden Tage nicht zu denken. Thatsächlich zeigten sich bei Werner die Anzeichen eines schweren nervösen Fiebers: das Bewußtsein blieb gestört, und es traten Phantasien ein, in denen er sich noch immer vor dem Ende Agathens wähnte, die er gegen ihre Feinde schützen zu müssen glaubte.

Der ältere der beiden Sachverständigen, der bei dem Kranken zurückblieb, der Sanitätsrat, erklärte Hanna, daß das Leben des Kranken in Gefahr schwebe; daß andererseits der Zustand, in dem sich Werner in der vergangenen Nacht befunden, wirklich als Somnambulismus erkannt worden sei. Doch machte er ihr im Anschluß daran die heftigsten Vorwürfe, daß sie ein Ausfragen des Schlafwandlers durch ihr leidenschaftliches Dazwischentreten verhindert habe.

„Als geübte Pflegerin mußten Sie wissen, daß man zur Erweckung von Schlafwandlern in neuerer Zeit von der Anwendung irgend welcher Gewaltmaßregeln durchaus absieht.“

„So wäre ich also schuld an seiner schweren Erkrankung?“ fragte Hanna ganz fassungslos.

„Zum Ausbruch gekommen ist das Leiden allerdings durch den jähen Schreck. Aber ob es nicht latent schon längst in ihm steckte, ob sein scheues, zurückgezogenes Wesen und die Anlage zum Schlafwandeln nicht schon als Anzeichen für den früheren oder späteren Ausbruch gelten mußten — das läßt sich heute kaum mehr mit Sicherheit sagen.“

„Aber es kann doch jetzt keinen Zweifel mehr geben,“ fragte Hanna voll Furcht, „daß er die That, die ihm zur Last gelegt wird, nicht bei Bewußtsein begangen hat?“

Der alte Sanitätsrat zuckte die Achsel. „Daß er Schlafwandler ist, daran giebt es keinen Zweifel mehr. Aber ob er gerade in jener Nacht sich im Schlafwandel

befand, darüber hätte nur seine Befragung in eben diesem Zustand Auskunft geben können."

„Also hab' ich — ich ganz allein — sein Unglück verursacht?!"

Der Arzt, den ihr Leid rührte, antwortete ausweichend: „Das Geständnis eines Menschen, der sich nicht im Vollbesitz seiner Geisteskräfte befindet, hat juristisch keinen Wert. Auch die Fieberphantasien eines Angeklagten können einem Kriminalisten unter Umständen wohl Anregungen für die Aufnahme einer Fährte geben — ihre ausdrückliche Benutzung ist aber verboten. So wäre auch ein Verhör des Schlafwandlers wohl für die Mediziner und Psychologen sehr interessant gewesen, die Staatsanwaltschaft hätte daraus allein aber ihr Material nicht schöpfen dürfen."

„Sie glauben, daß der Kranke geantwortet haben würde?"

„Ich bin davon überzeugt. Die Antworten der Schlafwandler sind meistens ganz klar und logisch. Wir würden ohne Zweifel den ganzen Hergang der That erfahren haben, wenn ihn Ihr plötzlicher Anruf nicht erweckt hätte."

Eine lange Pause. Hanna fragte dann wieder: „Und ist Ihnen bekannt, Herr Sanitätsrat, ob man nun bestimmt die Anklage gegen meinen Bräutigam erheben wird?"

„Sie kann ihm nicht erspart bleiben. Und machen Sie sich nur schon mit dem Gedanken vertraut, daß Sie ihn dann verlassen müssen."

„Wer wollte so grausam sein, uns zu trennen?"

„Das Gericht, Schwester Hanna. Sobald Ihr bedauernswerter Freund transportfähig ist, wird man ihn zur gerichtsärztlichen Beobachtung nach dem Gefangenenlazarett überführen."

Hanna erwiderte darauf nichts. Sie preßte nur das

Gesicht in die Hände und verharrte in dieser Stellung lange, lange Zeit.

— — — — — — — — — — — —

Es war in der Frühe des neunten Tages, als Werner endlich den Kopf erhob und sich verwundert umblickte.

„Hanna!“ kam es freudig erstaunt von seinen Lippen, als er die Geliebte im Lehnstuhl am Fenster sitzen sah.

Hastig fuhr Hanna empor. „Du riefst mich, Werner?“

Er griff nach ihrer Hand und sah sie forschend an. „Wo sind wir?“

„Erkennst du denn dein Zimmer nicht mehr? In der Villa „Waldfrieden“ sind wir!“

„Aber mir war doch so, als hätten wir vorgehabt, gestern abzureisen?“ Er fuhr mit der Hand über die bleiche Stirn. „Versprachst du mir nicht nachzukommen? An den Sund?“

Ein trauriges Lächeln trat auf ihre Lippen. Er schien die ganze, schwere Zeit vergessen zu haben.

„Du warst krank, Werner, sehr krank!“ flüsterte sie.

Er richtete sich noch weiter in die Höhe. Da er sich noch matt fühlen mußte, stützte ihn Hanna durch ein Kissen. Gedankenvoll sah er sie an.

„Krank?“ wiederholte er. Dann holte er tief Atem. „Ach, Hanna, mir ist so seltsam — alles scheint mir so verändert — da draußen vor dem Fenster die Bäume —“

Sie wandte sich dahin um. „Was ist's mit den Bäumen, Werner?“

„Sie sind doch entlaubt, Hanna, bemerkst du das nicht? Nur der eine dort trägt rotes Laub. Das ist doch so herbstlich.“

„Es ist auch Herbst, Werner!“

Er sah sie mit großen Augen an. „So lange hätte ich krank gelegen?“

„Quäle dich nicht, Werner, mit trüben Erinnerungen.

Erst mußt du völlig genesen sein, bevor ich dir alles erzählen darf."

Er schloß die Augen und sann eine Weile nach. „Waren es Träume? Waren es Erlebnisse? ... Wie lange lag ich denn krank, Hanna?"

„Neun Tage."

„So lange? Und vorher?"

„Vorher haben wir beide sehr trübe Zeiten durchgemacht, Werner. Aber darüber wollen wir nicht sprechen."

Er erfaßte ihre Hände und sah ihr angstvoll ins Gesicht. „Und ist es wahr, Hanna, daß du fort warst — in Greifswald — im Gefängnis?"

„Denk nicht mehr daran, Werner, ich bitte dich!"

„O, jetzt entsinne ich mich genau: sie hatten dich fortgeholt, und ich reiste dir nach — und im Gefängnis ..." Er runzelte die Stirn. „Aber wie ist mir denn? Schwiegst du dort nicht immer — auch mir gegenüber? Oder hätte ich das nur geträumt?"

„Ruhe — Ruhe, Werner! Du mußt dich noch schonen."

Werner schüttelte den Kopf. „Nein, körperlich fühle ich mich durchaus wohl, Hanna. Und auch sonst ist mir's, als sei eine schwere, schwere Last von mir genommen." Er atmete tief auf. „Seit einem Jahr war mir nicht mehr so leicht und frei ums Herz gewesen." Er schlang seine Arme um Hannas Schultern. „Jetzt erinnere ich mich an alles. Agathens — Ernsts Tod — ach, und dann diese langen, schweigenden Nächte hier!" Ein Schauder überrieselte ihn. „Gottlob, daß alles vorbei ist und daß du bei mir bist!"

Die Thränen traten ihr in die Augen. „Wenn ich doch noch recht lange bei dir bleiben könnte, Werner!"

Unruhig sah er sie an. „Das wirst du doch! Wer könnte dich hindern? Du bist doch frei — man hat doch kein Recht gehabt, dich festzuhalten?"

„Es wird ja alles wieder gut werden. Aber Kräfte sollst du jetzt sammeln, Liebster, um durch die schweren Erschütterungen, die dir vielleicht noch bevorstehen, nicht von neuem aufs Krankenlager zurückgeworfen zu werden."

Trübe lächelte er. „Ach, Hanna, was gäbe es noch für Erschütterungen, nachdem ich doch schon alles durchgemacht habe, was ein Mensch überhaupt zu erdulden vermag?"

„Aber deine Nerven bedürfen noch der Schonung. Du warst so schwer krank, Werner!"

Werner sann und grübelte. „Nur das eine weiß ich noch nicht: wie ich hierher gelangte, und wo du herkamst."

„Ich bitte dich herzlich, Liebster', grüble jetzt nicht weiter darüber nach!"

„Doch, doch! Das muß ich noch erfahren! Es lag gleich einem zwingenden Bann über mir, dem ich gehorchen mußte. Aber davon bin ich nun frei. Wie mit einem Schlage bin ich erlöst. Was war es nur aber, das mich so fest gefangen hielt, — was war es nur?" Er stützte die Stirn in die Hände.

„Schweig davon, Werner, ich flehe dich an! Du wirst sonst wieder krank werden."

„Nein, ich bin fieberfrei, Hanna, ich fühl' es. Denn, nicht wahr, ein hohes Fieber war es doch, das ich durchgemacht habe?"

„Ja. Und eben deshalb sollst du dich noch schonen."

Er lächelte. „Du brauchst keine Angst mehr um mich zu haben. Die Krisis ist überstanden — glücklich überstanden! Jetzt kann mir dieser finstere, geheimnisvolle Zwang nichts mehr anhaben." Er griff wieder nach ihrer Hand. „Sag mir ruhig, Hanna, wie es geschah."

„Was denn, Werner?"

„Nun, an jenem Abend! Plötzlich standst du vor mir — im Garten, und dann verlor ich die Besinnung."

„Du warst nervös, überreizt, von Sorgen mitgenommen, vermochtest nicht den rechten Schlaf zu finden, und da ..."

„Ja, ja, sag nur ruhig, daß du's weißt: Schlafwandler war ich! ... Ich sah mich ja oft selbst im Traume durch die Nacht wandern — und müde und zerschlagen wachte ich dann immer auf spät am Morgen! Und du, Hanna, du hast mich aus diesem Bann erlöst!"

„Ich?" fragte sie zitternd, ungläubig.

„Ja, du, Hanna. Ich ahnte es ja schon lange, daß ich Schlafwandler sei. Ich fürchtete mich aber davor, es mir einzugestehen. Und vor dir schämte ich mich, Hanna. Ich kam mir verächtlich vor, weil ich die Herrschaft über mich selbst verloren hatte. Jeden Abend kam es über mich, wenn ich in trüben Gedanken im Zimmer saß. Und dann sank ich todmüde auf die Chaiselongue, schlief ein, und sofort begannen die qualvollen Träume. Ich sah den Garten und drüben Agathens Fenster — und das deinige. Bald war mir's, als lebe die Unglückliche noch — bald wähnte ich sie tot und mich auf der Suche nach dem Thäter."

Sie strich über seine leicht sich rötende Stirn. „Ruhe — Ruhe, Geliebter! Denk nicht daran!"

Weindel trat in diesem Augenblick ein. Er hatte laut sprechen hören und fragte ganz erstaunt nach dem Befinden des Kranken.

Sofort bemächtigte sich der Gestalt Hannas ein Zittern. Aengstlich preßte sie Werners Hände. Sie fürchtete schon, daß man ihr ihn nun wegschleppen würde. Doch Werner, der den Kommissar alsbald erkannte, zeigte sich in keiner Weise erregt. Sein Ton ward etwas kühler, da ihm Weindel nie sympathisch gewesen war, aber er erwiderte ganz unbefangen, daß er sich wohl fühle und bald das Bett werde verlassen können.

Hanna trat unwillkürlich wie schützend neben sein Lager, als der Kommissar sich näherte und um die Erlaubnis bat, Platz nehmen zu dürfen.

Der Kranke nickte. Das viele Sprechen schien ihn aber doch zu sehr angestrengt zu haben. Es wurden noch ein paar Redensarten über seine Genesung gewechselt; dann sank Werners Kopf müde in die Kissen zurück.

Mit angehaltenem Atem wartete Hanna, bis sein Schlaf fest war. Dann wandte sie sich leise nach Weindel um.

„Herr Kommissar," flüsterte sie in großer innerer Erregung, „es wäre grausam, wenn Sie den Unglücklichen heute schon mit einem Verhör quälen wollten."

„Ich werde ihn thunlichst schonen."

„Schonen!" stieß Hanna bitter hervor. „Schon der bloße Gedanke, daß ein Verdacht auf ihm lastet, könnte verhängnisvoll für seinen Zustand werden!"

Erstaunt sah der Kommissar sie an. „Sie glauben, er wisse auch jetzt noch nichts von seiner That?"

„Nein, er ist völlig ahnungslos."

Weindel blickte forschend nach dem Rekonvaleszenten hinüber. „Einmal muß er es erfahren."

„Aber jetzt noch nicht! Ich flehe Sie an!"

Lange saßen sie dann schweigend an seinem Lager. Da Werner wirklich in einen tiefen, sichtlich gesunden Schlaf gesunken war, so brachte Hanna das Krankenzimmer sowohl als die Nebenstube, die man ihr eingeräumt hatte, geräuschlos in Ordnung.

Weindel willigte endlich darein, das Zimmer wieder zu verlassen. Er kündigte ihr aber an, daß sie von jetzt an auch keine Minute lang mehr allein mit ihm sprechen dürfe. Er stellte an die Außenthür des zweiten Nebenzimmers einen Beamten mit der strengen Weisung, ihn sofort zu rufen, sobald der Kranke sich rühre.

Hanna begab sich zu Frau Brand, die mit ihrem

Manne wieder hierher gezogen war. Die beiden Frauen hatten sich in der trüben Zeit ausgesöhnt; mit Oswald, der ihr an dem ganzen Unglück Werners schuld zu sein schien, konnte sie aber noch immer nicht verkehren, trotzdem dieser ja eigentlich ihre Entlastung herbeigeführt hatte.

Sora nahm innigen Anteil an der Genesung Werners. Auch sie befürchtete, daß ein sofort angestelltes Verhör ihm einen Rückschlag eintragen könne. Sie schickte sofort zu dem alten Sanitätsrat hinüber, der auf ausdrücklichen Wunsch Hannas im Ort geblieben war.

Als Werner um die Mittagszeit aufwachte, äußerte er lebhaften Appetit. Mit dem alten Herrn unterhielt er sich in kollegialer Weise. Er ließ sich aus dem Krankenjournal genau die Temperaturziffern vorlesen und äußerte sich über die überstandene Krankheit durchaus sachlich. Herzlich dankte er ihm, als er von Hanna erfuhr, daß der alte Herr nur seinetwegen hier Aufenthalt genommen hatte.

„Und waren Sie auch schon an jenem Abend hier, Herr Sanitätsrat, als dieser Lokaltermin stattfand?"

Er sprach ganz ruhig, ohne jede Erregung. Selbst den Kollegen nahm seine Fassung wunder.

Während der Sanitätsrat antwortete, trat Weindel ein. Hanna maß ihn mit furchtsamen Blicken. Werner aber nahm von ihm erst Notiz, als Weindel sich in das Gespräch einmischte.

„Es ist immerhin erfreulich," ließ sich der Kommissar vernehmen, „daß Sie jetzt doch gewissermaßen die Brücke gefunden haben, die Sie vom Schlafwandel zum wachen Zustand und umgekehrt zu führen schien."

„Ja, es giebt nun nichts mehr zu verheimlichen," versetzte Werner ernst. „Es ist nur gut, daß eure ewig irrenden Gerichte die arme Unschuldige nicht länger festzuhalten ein Recht besitzen. Hoffentlich wird sich über den traurigen Fall nun völlige Klarheit schaffen lassen."

Man wechselte untereinander erstaunt fragende Blicke. Hanna sah angstvoll bald den Kommissar, bald den Geliebten an. Der Kommissar behielt seine kühl-gleichmäßige Miene nach wie vor bei.

„Das ist allerdings zu hoffen, da wir jetzt endlich auf der richtigen Spur sind. Manches freilich ist noch ganz unklar. Vielleicht können Sie uns helfen, Herr Doktor. Bitte, wollen Sie sich nicht zu diesem Schriftstück äußern?"

Und damit hielt er ihm den Zettel hin, der von Brand in dem Handkoffer gefunden worden war.

Werner studierte lang die wenigen Zeilen. Dann fuhr er trotz seiner Schwäche mit dem Oberkörper empor und rief, während Thränen in seine Augen traten: „Ernst — Ernst! Ach, mein armer, unglücklicher Bruder!"

„Was sagst du — dein Bruder?" rief Hanna, nicht wissend, ob sie ihren Ohren trauen dürfe.

„Ihr Bruder?" sagte auch Weindel, einen Augenblick völlig aus der Fassung gebracht. „Ihr Bruder Ernst hätte dieses Bekenntnis geschrieben?"

„Nun ja, wer sonst? Aber wie kommen Sie in den Besitz dieser Zeilen?"

„Sie fanden sich in Ihrem Koffer neben dem Etui, dem das Opiumfläschchen entnommen war."

„O, nun wird mir alles, alles klar!" seufzte Werner, sich in die Kissen zurücksinken lassend. „Der Arme — was muß er gelitten haben!"

Der Kommissar schien noch nicht völlig überzeugt zu sein.

„Herr Doktor v. Gleichen," sagte er ernst, „haben Sie vielleicht irgend einen Brief oder sonst eine handschriftliche Aeußerung Ihres Bruders unter Ihren Papieren?"

„Ein Schreiben Ernsts? . . . Gewiß, wir standen früher in lebhaftem Briefwechsel — und auch im letzten Sommer, kurz vor seiner Ankunft, schrieb er mir mehrmals."

„Haben Sie die Briefe vielleicht zufällig zur Hand?"

„Im Schreibtisch dort liegen sie!"

Hastig ging der Kommissar zum Schreibtisch, schloß auf und suchte. Als er die Briefe gefunden, sie auch Hanna und dem Sanitätsrat gezeigt hatte, sagte er tief aufatmend: „Diese Briefe sind für das Gericht von hohem Wert, Herr Doktor! Der Vergleich der Handschriften wird ergeben, daß jene Zeilen von niemand anderem geschrieben sein können, als von Ihrem Bruder Ernst!"

„Von wem sonst sollten sie geschrieben sein?"

„Wir sind Ihnen Wahrheit schuldig, Herr Doktor. Wir hielten Sie für den Schreiber und glaubten, daß Sie vielleicht im Zustande des Somnambulismus —"

„Daß ich Agathe vergiftet habe?" rief Werner. Dann heftete er einen durchbohrenden Blick auf Hanna. „Auch du glaubtest das, Hanna! O jetzt verstehe ich dein Schweigen. Um mich zu schonen, schmachtetest du im Gefängnis, du Gute, du Edle!"

Schwer atmend stand Hanna an Werners Lager. Jetzt warf sie sich schluchzend in seine Arme.

„Arme, getreue, geduldige Hanna!" sagte Werner voll tiefer Bewegung. „Wie kann ich dir dein Opfer danken!" Er küßte lange und inbrünstig ihre zitternden Hände.

Dann kam Ermattung über ihn, und er sank erschöpft in seine Kissen zurück. Bald umfing ihn der tiefe Schlaf der Genesung.

— — — — — — — — — — — —

Der endgültige Abschluß der gerichtlichen Erhebungen über Ernsts That ließ noch lange auf sich warten. Der „Pelikan", an dessen Bord sich der ehemalige Bursche des Kapitänlieutenants v. Gleichen befand, schwamm bereits im Roten Meere, und in Aden erreichte das Schreiben des Landgerichts zu Greifswald das Schiffsjungenschulschiff nicht mehr. So konnte denn erst in Singapur die kom-

missarische Vernehmung des Matrosen stattfinden. Bestimmtes ergab sich aber auch daraus nicht. Ob der Seeoffizier in jener Nacht um zwölf Uhr, nach Schluß seiner Wache, wirklich seine Koje aufgesucht hatte, das vermochte niemand zu beschwören. Man hatte es nur angenommen, weil er sich weder auf Deck noch in der Offiziersmesse hatte sehen lassen. Und von den Mannschaften hatte er sich auf keinen Fall an Land bringen lassen. Bei dem regen Verkehr aber, der mittels Privatbooten am Abend vor der Abreise zwischen dem Schiff und dem Land bestand, ließ sich jetzt durch Umfrage bei den Fischern und Fährleuten von Saßnitz nicht mehr feststellen, ob nicht durch einen von ihnen ein Marineoffizier zum Strand befördert worden sei.

Es war anzunehmen, daß Ernst den Weg bis zum Kurhaus zu Fuß zurückgelegt hatte, denn die Benutzung eines Wagens hätte sein Kommen dem Bruder verraten.

Daß er auf diesem Wege schon die Absicht gehabt haben mußte, Agathe mittels eines der Opiate, die er bei Werner gesehen, vor ihrem schrecklichen Schicksale zu bewahren und in ewigen Schlaf zu versenken, das stand fest, denn kein anderer als er hatte in der Nacht zuvor den Handkoffer Werners mit dem verhängnisvollen Etui beiseite geschafft!

Vorsichtig schlich er in Werners Zimmer — der Bruder war nicht da — rüstete sich mit dem Gift aus und begab sich durch den Garten nach Hannas Fenster. Er wußte, daß die Gäste des Hauses noch beim Fest waren, und hätte ihn Hanna, aus dem Schlaf aufschreckend, entdeckt, so würde er ihr gesagt haben, daß er von der Todkranken noch einmal Abschied nehmen wolle.

Dann träufelte er das Opiat in Agathens Schlaftrunk — er wartete, bis sie sich rührte. Vielleicht erwachte sie davon, daß ihm das Fläschchen aus den Fingern glitt.

Pochenden Herzens sah er, wie sich ihre Hand nach dem Glase ausstreckte, wie sie es leerte.

Auf demselben Weg — durch Hannas Fenster — kehrte er nach dem Garten und in Werners Stube zurück. Dort schrieb er — ohne zu ahnen, daß der Bruder schlafwandelnd draußen im Garten war — den Abschiedsgruß, den er mit dem Etui zusammen in den Koffer legte.

Nun hatte er mit dem Leben abgeschlossen. Er suchte und fand den Tod in den Wellen. — Ein vielverschlungenes, Herz und Sinne aufwühlendes Drama war zu Ende.

Wohl endete es für diejenigen, die einen sensationellen Prozeß mit der schließlichen Vernichtung der Angeklagten erwartet hatten, mit einer großen Enttäuschung. Aber für die direkt und in so grausamer Weise Beteiligten schloß es erlösend und befreiend.

Erlöst und befreit war Werner auch von dem unheimlichen Leiden, das ihn ergriffen hatte. Als er vierzehn Tage später das Lager verlassen durfte, erschien er sich selbst wie neugeboren. Vertrauensvoll ging er dem Winter entgegen. Er fühlte, wie die endliche Heilung ihn körperlich und geistig wieder hob. Jetzt hätte er sich sogar imstande geglaubt, seine lang vernachlässigte Praxis wieder aufzunehmen. Aber da war es Hanna, die in ihn drang, seinen früheren Plan zu verwirklichen und sich der Lehrthätigkeit zu widmen.

Noch vor Weihnachten fand die Hochzeit der beiden nun glücklich vereinten Menschen statt. Gemeinsam reisten sie nach dem Süden, um unter dem Himmel Italiens völlig die Schatten des Unglücks und des Todes, die ihr Schicksal so lange verdunkelt hatten, vergessen zu lernen. Vor ihnen lag das Glück ihres gegenseitigen Besitzes und einer arbeitsamen Zukunft. Sie gingen dem Lichte entgegen.

Ende.

Der Vaquero.

Roman von **Balduin Möllhausen.**

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Kansas, einer der jüngeren Staaten der nordamerikanischen Union, wird von dem in den Missouri mündenden Strome gleichen Namens von Westen nach Osten durchschnitten. Auf dem östlichen Fünftel schmücken dichte Waldungen mit kurzen Unterbrechungen seine Ufer und Thäler. Je weiter westlich, um so mehr schwinden sie, bis endlich die unbegrenzte Prairie in ihrer Eintönigkeit sich vor dem ermüdeten Auge ausdehnt. Auch der Arkansas ragt im Südwesten in den genannten Staat hinein und vermehrt mit seinen ungezählten Zuflüssen dessen Wasserreichtum.

Heute ist Kansas, so weit die Bodengestaltung es begünstigt, verhältnismäßig dicht bevölkert. Außerhalb dieser Gebiete ziehen kluge Spekulanten ihren Gewinn aus zahlreichen Rinderherden, die auf den endlosen Grassteppen unter der Aufsicht verwegener Hirten, der sogenannten Vaqueros oder Cowboys, eine Art Wanderleben führen.

Schon frühzeitig hatte Kansas mit seinen verheißenden Fluren Ansiedler, vorzugsweise Squatter, angelockt, die

auf die von ihnen nach Willkür in Besitz genommenen Ländereien das Vorkaufsrecht behaupteten, sobald die Regierung sie zu dem gesetzlichen Preise auf den Markt brachte. Da aber die Spekulanten vielfach nach Quadratmeilen zu berechnende Bodenflächen über die Köpfe der Squatter hinweg an sich brachten, diese dagegen nicht willens waren, Jahre hindurch im Schweiße des Angesichts eine Heimstätte zur Blüte gebracht zu haben, um schließlich vertrieben oder, bei Vereinbarung über Entschädigungssummen, in schamloser Weise geprellt zu werden, so konnte nicht ausbleiben, daß Zusammenstöße erfolgten, bei denen Büchse und Revolver nur zu oft das entscheidende Wort führten.

Derartige Feindseligkeiten verschärften sich und gewannen an Umfang, als die südlichen Sklavenbarone, begünstigt durch die Präsidenten Pierce und Buchanan, den Gesetzesparagraphen, laut dessen die Sklaverei nicht über den sechsunddreißigsten Grad nördlicher Breite ausgedehnt werden durfte, zur Schmach des ganzen Kontinentes umstießen. Solches geschah im Jahre 1855.

Um nach voraussichtlicher Aufnahme des „Kansasterritoriums" in den Staatenbund bei der Verfassungsfrage die Mehrzahl der Stimmen auf ihrer Seite zu haben, überschwemmten die Sklavenbarone nunmehr das Territorium mit gedungenen Abenteurern und Freibeutern. Diese galten als Ansiedler und waren dazu berufen, die bereits ansässigen Kolonisten zu bedrängen, bis endlich der Norden zu einem ähnlichen, jedoch auf ehrenwertere Elemente gestützten Verfahren sich aufraffte. Das Jahr 1859 brachte darauf die Entscheidung. Kansas wurde nicht nur von der eigenen Bevölkerung, sondern auch von dem Kongreß in Washington als Staat der freien Arbeit anerkannt.

Es war in einem der letzten Jahre, in denen die Südstaatler zur Eroberung eines neuen Feldes für die Sklaverei ihre ungesetzlichen, von Raub, Mord und Brand begleiteten Anstrengungen verdoppelten. Dem Mai hatte der erste Sommermonat sich angereiht, und in ihrem prächtigsten Schmuck prangten Wälder und Fluren, als ein einsamer Reiter von Süden her dem Smoky-Hill-Fork, dem südlichen Hauptarm des Kansasstromes, sich näherte.

Auf dem Rande der Prairie anhaltend, sandte er einen forschenden Blick über das tiefer gelegene, sich weithin erstreckende liebliche Thal. Länger betrachtete er eine steil in den Aether emporsteigende dünne Rauchsäule, die gegen anderthalbtausend Schritte stromaufwärts der Uferwaldung zu entsteigen schien. Mehrere eingefriedigte Aecker, die hinter einem Hain hervor in das Wiesenland hineinragten, eine Anzahl weidender Rinder und ein Dutzend Pferde legten Zeugnis davon ab, daß hier, fern jeder Nachbarschaft, ein Squatter schon vor einer längeren Reihe von Jahren mit bestem Erfolg seinen Herd gegründet hatte. Nachdenklich sah der Reiter zur Sonne hinauf, die bereits vor einer Stunde über den Zenith hinweggeschlichen war, dann lenkte er sein Pferd den steilen, unwegsamen Abhang hinunter.

Ueppig grünendes und blühendes Wiesenland, nur hie und da mit Baum- und Strauchgruppen besetzt, dehnte sich dort bis zur Uferwaldung vor ihm aus. Deren Saum sich nähernd, wendete er sich, die Umgebung fortgesetzt aufmerksam prüfend, stromaufwärts. Plötzlich richtete er sich etwas höher auf. Er war eines Baumschößlings ansichtig geworden, dessen vertrocknetes und zum Teil abgefallenes Laub der Vermutung Raum gab, daß ihm die Wurzeln fehlten. Ungesäumt ritt er darauf zu, das nach langem Marsch ermüdete Pferd unwillkürlich zu schnellerer Gangart spornend.

Dieses gehörte zu jenen unansehnlichen Tieren, die, ursprünglich verwildert, allen vom Wetter und den Jahreszeiten abhängigen Einflüssen ausgesetzt bleiben, bis sie endlich einen Herrn finden, der es versteht, sie zu bändigen und ihre wunderbare Zähigkeit, Ausdauer und Schnelligkeit sich dienstbar zu machen.

Beim ersten Anblick erzeugte es den Eindruck, als hätte es unter der ihm aufgebürdeten Last zusammenbrechen müssen, schritt aber einher, als wäre sein Reiter nicht schwerer gewesen, als die vertrockneten Blätter, die trübselig an dem abgestorbenen Schößling hingen. Und ein gewichtiger Reiter war er. Eine Handbreite über die gewöhnliche Größe hinausgewachsen, zeigte er einen Körperbau, der einem Preisringer zur Ehre gereicht hätte. Gekleidet war er nach Art der Steppenjäger. Ein verschossenes blaues Flanellhemd hing lose um die breiten Schultern. Die Aermel hatte er bis über die Ellenbogen aufgerollt, dadurch Muskeln bloßlegend, die wie aus Stahl zusammengeschweißt erschienen. Indianisch befranste Lederbeinkleider reichten bis zu den büffelledernen Mokassins und den schweren mexikanischen Schnallsporen nieder. Ein formloser grauer Filzhut mit breiter Krempe beschattete sein sonnverbranntes, jugendlich mannhaftes Gesicht, dessen gefällige, wenn auch unregelmäßige Formen durch einen verwitterten hellblonden Vollbart noch gewannen.

Ein eigentümlicher Ausdruck trotzigen Selbstbewußtseins, wie es bei weniger geschulten Gemütern durch das Gefühl außergewöhnlicher Körperkraft bedingt wird, charakterisierte das Antlitz des wohl kaum fünfundzwanzigjährigen Reiters. Aehnliche Regungen verrieten seine blauen Augen, die zuversichtlich und zufrieden vor sich hin blickten. Das Seltsame seiner Erscheinung wurde dadurch erhöht, daß eine blonde lockige Mähne unter dem

Hut hervorquoll und mit dem unteren verblichenen Ende bis auf die Schultern niederfiel. Vor ihm auf dem Sattel ruhte eine Büchse. Revolver, Beil und Messer beschwerten seinen Gurt. Außerdem führte er hinter sich auf der Kruppe des Tieres eine zusammengeschnürte, grellfarbig gestreifte Decke mit sich, die zugleich Mantelsack, wie in den geräumigen Satteltaschen Mundvorrat und Schießbedarf. Das war seine ganze Ausrüstung, darauf berechnet, die Prairie von einem Ende bis zum anderen zu kreuzen.

Vor dem verdorrten Schößling sprang er zur Erde. Mit flüchtigen Griffen entledigte er das Pferd des Sattels und Zaumzeugs. Nur den Lasso befestigte er an seinem Halse, so daß er in ganzer Länge nachschleifte, und die feuchte Rückenhaut zärtlich streichend, sprach er in tiefem Schmeichelton:

„Billy, Billy, wenn du nicht der feinste vierbeinige Gentleman bist, der je in zweimal vierundzwanzig Stunden seine hundertundzwanzig englische Meilen zurücklegte, will ich zum letztenmal den Fuß in einen Steigbügel gestellt haben.“

Das Pferd wieherte leise und kehrte die Nüstern dem Flusse zu.

„Deine Zunge ist trocken; kann's mir denken,“ hieß es weiter, „so mach, daß du hinkommst, und übernimm dich nicht.“

Ein leichter Schlag mit der flachen Hand traf das Pferd, welches alsbald in die vor ihm befindliche, tief ausgewühlte Regenfurche hinabglitt und eilfertig dem Wasser zuschritt.

Auch der Reiter begab sich hinunter, und vor den Schößling hintretend, legte er genau sechsunddreißig Schritte in entgegengesetzter Richtung zurück. Dort betrachtete er das linke Ufer aufmerksam. Er brauchte nicht lange zu

suchen. Ein aus dem Erdreich hervorragender Stein gab dem auf ihn ausgeübten Druck nach und fiel ihm entgegen. Es wurde dadurch eine in die Uferwand eingescharrte Aushöhlung bloßgelegt. Wilde Begeisterung sprühte aus seinen Augen, indem er, wie zuvor zu dem Pferde, eigentümlich sanft vor sich hin sprach:

„Schon allein um des braven Viehs willen sollst du tausendmal gesegnet sein.“

Er griff in die Höhle hinein und zog zunächst einen zerknitterten Streifen altes Packpapier hervor. Nachdem er ihn geglättet hatte, las er die wenigen Zeilen, die groß und unbeholfen, wie von Kinderhand, mit einer zugespitzten Holzkohle niedergeschrieben waren: „Gleichviel, wann du kommst, suche mich nicht vor Sonnenuntergang,“ lauteten die Worte.

Vernehmlich lachte der Reiter vor sich hin. Der Zettel verschwand in den Falten des Flanellhemdes, und weiter beschäftigte er sich mit dem Inhalt der Höhle. Achtzehn aus ihren Hülsen geschälte Maiskolben zählte er vor sich hin, ohne indessen den Vorrat zu erschöpfen. Behutsam schloß er das Versteck wieder, und die Maiskolben zusammenraffend, begab er sich nach der Stelle hinüber, wo er das Sattelzeug niedergelegt hatte. Mit einem gewissen Behagen ordnete er sie im Schatten des über ihn hinwegragenden Baumwipfels, als das kreischende Wiehern, Schnauben und Stampfen seines Pferdes ihn störte. Wie ein Blitz schnellte er empor, und die Büchse ergreifend, eilte er an den Fluß. Zunächst hatte er einen Gehölzstreifen zu durchschneiden. Kaum aber erhielt er die Aussicht über eine bis zum Ufer reichende Lichtung, als er einen wilden Fluch ausstieß, dem alsbald lautes höhnisches Lachen folgte. Er war zweier Strolche der verworfensten Art ansichtig geworden, wie solche damals jene Gegend in Fülle durchstreiften, die eben im Begriff waren, sich

seines Mustangs zu bemächtigen. Beide hielten den Lasso, jedoch mit keinem anderen Erfolg, als daß das gewürgte Tier sich wie rasend gebärdete und sie mit den stets schlagfertigen Hufen bedrohte, so oft sie versuchten, sich ihm zu nähern.

Auf das höhnische Lachen ließen sie den Lasso fallen, und dem jungen Reiter sich zukehrend, waren sie im Begriff, ihre zuvor niedergelegten Büchsen wieder an sich zu nehmen, als jener ihnen mit nicht mißzuverstehendem Ernst zurief:

„Stehen geblieben, in der Hölle Namen! Wer den ersten Schritt thut, ist ein toter Mann!"

„Keine Ursach zum Schießen, wenn jemand 'nen herrenlosen Gaul um das Woher und Wohin befragt," antwortete der eine Wegelagerer herausfordernd.

„Erstens ist ein Gaul mit 'ner Fangleine am Halse nicht herrenlos," versetzte der Reiter gelassen, „dann aber, da er selbst keine Auskunft erteilen kann, werd' ich's an seiner Stelle thun. Legte ich euch beide mit durchlöcherten Schädeln auf den Rasen, so befände ich mich in meinem Recht, und euch wäre geschehen, wie's zwei Pferdedieben der verruchtesten Sorte gebührte — stillgestanden, sag' ich, wenn euer Leben euch nur so viel wert ist, wie 'n ausgelaugter Tabaksknoten! Im übrigen bin ich nicht blutdürstig. Ich schenke euch sogar den Gaul, und der ist unter Brüdern seine zweihundert Dollars wert, sofern es euch gelingt, die Hand drauf zu legen, des Besteigens nicht zu gedenken."

„Ein gutes Angebot," meinte der eine Strolch nunmehr lachend, „auch möcht' ich dich beim Wort nehmen, steckte weniger von 'nem Satan in dem Vieh drinnen. Und jetzt noch ein Wort in aller Freundschaft: Pferdestehlen ist nicht unser Metier; aber da erlegten wir ein Stück Wild," und er wies nach der anderen Seite der

Lichtung, „und weil der Gaul uns gerade entgegenkam, hielten wir dafür, es möchte ihm leichter werden, das Fleisch vor unser Kampfeuer zu schaffen, als uns beiden."

„Eine feine Ausrede," erwiderte der trotzige Bursche, in die bezeichnete Richtung schauend, „aber des Henkers will ich sein, wenn ich je in meinem Leben von 'nem scheckigen Hirsch hörte."

„Wild ist Wild," spottete der Strolch sorglos, „gleichviel, ob's in 'nem Kuhstall geworfen wurde oder im Gehölz."

„Ich vermute, Daniel Howitt, der 'ne kleine halbe Stunde Weges von hier auf seiner Scholle sitzt, denkt anders darüber."

„Wer ist Howitt? Was kümmert uns der samt seiner Scholle?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß das Rind bald genug in seiner Herde vermißt wird, und ich euch von Herzen gönne, von ihm und seinen Jungens eingeholt zu werden. Die knüpfen euch nämlich mit einer Gemütsruhe und Gewandtheit an den nächsten Baumast, als hätten sie's von 'nem richtigen Hängemann gelernt."

„Das eilt nicht," hieß es wieder höhnisch zurück, „nebenbei gehören zum Aufknüpfen mindestens zweie; nämlich einer, der stillhält, und einer, der 's Hängen besorgt, oder ich will verdammt sein. Scheinst gut befreundet mit dem verrufenen Squatter zu sein."

„So gut befreundet, wie mit jedem ehrlichen Manne, der Haare auf den Zähnen hat und sein Eigentum zu verteidigen weiß. Im übrigen reicht meine Freundschaft nicht so weit, daß ich die Verantwortlichkeit auf mich nähme, wenn von seiner Herde ein Stück abstreift und 'nem Unrechten in die Hände fällt. Verdammt! Auch möcht's ihm nicht gefallen, steckte ich meine Nase in seine Angelegenheit."

Die letzten Worte sprach er mit scharf hervortönender Erbitterung, so daß der eine Strolch sich bewogen fühlte, zu fragen:

„Scheinst ebenfalls gegen klingende Entschädigung für die Südlichen zu reisen?“

Schärfer betrachtete der junge Reitersmann die gegen zwanzig Ellen entfernten Freibeuter. Wie erwachendes Verständnis lugte es aus seinen ehrlichen Augen; zugleich verriet sich in dem seltsamen Blinzeln ein hoher Grad von Verschlagenheit.

„Ich, als einzelner Mann?“ fragte er nach kurzem Sinnen gedehnt.

„Weshalb nicht? Bei allen sieben Todsünden, auf deren jeder einzelnen der Galgen steht, kommen 'ne Anzahl gesunder Jungens zusammen, so wird schließlich eine Compagnie daraus, oder ich will mir den Tod an des alten Howitt Kalb anfüttern.“

„Da könnte ich in dieser Gegend lange suchen, um in solche ehrenwerte Gesellschaft zu geraten,“ meinte der junge Hüne listig.

„Gerade so lange, wie du Zeit gebrauchst, um mit nach unserem Kamp zu kommen, und das dauert keine drei Viertelstunden.“

„Wieviel seid ihr eurer schon?“ fragte jener, jetzt aber mit einem Ausdruck von Einfalt.

„Ungefähr anderthalb Dutzend. Wir erwarten indessen Nachschub.“

„Und was treibt ihr da?“

„Wir bauen 'ne Blockhütte. Da hinein setzen sich zwei von uns, um als ansässig zu gelten. Ist die fertig, ziehen wir weiter, um auf 'ner anderen Stelle ebenso zu verfahren. Acht Farmen gründeten wir schon, und die sind am Wahltage so viel wert wie sechzehn Stimmen.“

„Verdammt schlau,“ erklärte der junge Steppenreiter,

und mit der linken Hand in seiner Mähne wühlend, sah er wie unentschlossen um sich. Plötzlich belebten seine ruhigen Züge sich im Erstaunen seltsam, doch nur auf zwei, drei Sekunden, um ebenso schnell sich wieder zu glätten. Mit seinen geübten scharfen Augen hatte er hinter einem Strauch des die Lichtung begrenzenden Waldsaumes das Gesicht eines jungen braunen Eingeborenen entdeckt, der, offenbar näher bekannt mit ihm, durch ein unzweideutiges Zeichen ihn warnte, seine Anwesenheit zu verraten. „Verdammt schlau," wiederholte er gedehnt, indem er sich den ihn sorglos überwachenden Freibeutern wieder zukehrte, „da kann es freilich nicht ausbleiben, daß die Südlichen mit dem schwarzen Arbeitsvieh festen Fuß hier gewinnen."

„Was ihnen sicher zu gönnen für das viele Geld, das sie unter die Jungens von unserer Sorte verteilen."

Abermals anscheinend zweifelnd um sich spähend, und dem versteckten braunen Jäger einen flüchtigen Blick schenkend, antwortete der Reiter, wie nach langem tiefen Sinnen, endlich verschmitzt:

„Euch begleiten? Hol mich der Teufel, wenn das nach meinem Geschmack ist. Denn erstens ist das Holzfällen und Häuserbauen nicht von mir erfunden worden, und ferner liegt mir an Blasen in den Händen blitzwenig."

„Wir überarbeiten uns nicht," warf der eine Strolch lachend ein, „und ein Bursche von deinem Gliederbau wäre gerade eine Zierde für unsere Compagnie."

„Mag sein, allein wie auf der einen Seite geschundene Hände mir verhaßt sind, lobe ich mir auf der anderen statt der Sklaverei freie Arbeit. Müßte ich mich indessen ernstlich an eurem Unternehmen beteiligen, so könnte es nur geschehen, um zu beobachten, wie ihr alle miteinander, eure südlichen Herren an der Spitze, gehangen werdet."

„Was nicht stattfindet, bevor du selber dreimal zur Hölle gefahren bist.“

„Was zweimal zu oft wäre,“ erklärte der Reiter, in sorglosem Lachen seine Mähne schüttelnd, „auch würde ich dem Teufel selber die Hölle bald so heiß machen, daß er froh wäre, mich auf gute Art wieder los zu werden. — Doch jetzt ein letztes Wort: Ist euch an einer gesunden Windpfeife gelegen, dann beeilt euch, mit eurer Beute fortzukommen, bevor der alte Howitt und seine Jungens euch den Weg verlegen. Die sind nämlich verdammt viel weniger friedlich gesinnt, als ich.“ Er pfiff auf dem Finger, was zur Folge hatte, daß sein Pferd, welches hinter der Uferwand des Flusses verschwunden war, plötzlich wieder oben erschien und neben ihn hin trabte. Spöttisch grinsend sah er den beiden Strolchen nach, die auf seine Warnung zu ihrer Beute hinübereilten. Dem Indianer sich wieder zukehrend, wechselte er einige Zeichen mit ihm, auf die jener tiefer in das Gebüsch zurückschlich. Die Büchse auf der Schulter und den Mustang hinter sich, schlug der Reiter alsdann die Richtung nach seiner Raststätte ein.

Dort eingetroffen, überwachte er eine Weile wohlgefällig, wie die harten Maiskörner zwischen den Zähnen des Pferdes krachten. Dann warf er sich auf den Rasen, und die Satteltaschen zu sich heranziehend und öffnend, hielt nunmehr auch er sein aus gedörrtem Büffelfleisch und einem steinharten Schiffszwieback bestehendes Mahl. Ein mäßiger Trunk aus der Branntweinflasche bildete den Schluß, worauf er mit einem Ausdruck des Behagens die Arme unter den Kopf schob, um sich von dem mahlenden Geräusch der Zähne des Pferdes in den Schlaf singen zu lassen. Die Strolche schien er vergessen zu haben. Noch weniger fürchtete er einen hinterlistigen Angriff. In dem Mustang besaß er eine Schildwache, die nicht hintergangen werden konnte.

Die Sonne brannte unterdessen noch immer mit besten Kräften auf die stille Landschaft nieder. Was dem einen zu viel wurde, gewährte dem anderen Befriedigung. Senkten die Blüten erschöpft ihre Kelche, und neigten an Baum und Strauch die Blätter sich träge, so erfüllten Bienen und Käfer, rastlos einherschwirrend, die Atmosphäre mit endlosem einschläfernden Summen. Die Eidechsen hatten ihre Schlupfwinkel verlassen und sonnten sich auf Steinen, sogar auf dem glühend heißen Sattel, von dem der Schatten allmählich heruntergeglitten war, während Falter hie und da mit den gefallsüchtig gespreizten Schwingen die Sonnenstrahlen in Empfang nahmen. Der Mustang hatte sein Körnermahl beendigt und graste emsig. Der junge Reitersmann schlief noch immer fest. Erst als das abwärts weidende Pferd mißtrauisch wieherte, rieb er sich die Augen. Auf den Ellenbogen sich aufrichtend, sah er dahin, wohin der Mustang spähte.

Zweier Reiter wurde er ansichtig, die von unten heraufkamen, also das Lager der Freibeuter berührt haben mußten. So viel er in der Entfernung von etwa vierhundert Schritten zu unterscheiden vermochte, gehörten sie nicht zu den eigentlichen Steppenreisenden. Sie führten wenigstens keine Büchsen; außerdem verriet ihre Bekleidung, daß sie in Städten sich heimischer fühlten, als in der erst spärlich von Squattern belebten Wildnis. Mit dem Erfolg seines Spähens zufrieden, sank er wieder auf den Rücken. Die beiden Reiter kümmerten ihn augenscheinlich nicht mehr, als die Eidechsen, die bei seiner ersten Bewegung von dem Sattel hinunterhuschten. Erst als sie ihre Pferde vor ihm anhielten, unterzog er sich der Mühe, jedoch ohne seine Lage zu ändern, sie herablassend zu betrachten.

Ein älterer und ein jüngerer Mann waren es, die mit ihren bis auf den Kinnbart glatt geschorenen Gesich-

tern den Eindruck von Leuten machten, die gewandter mit der Feder und Berechnungen umzugehen verstehen, als mit den von ihren Hüften niederhängenden Pistolen. Zutrauen erweckend erschienen sie sicher nicht; weit eher gewohnt, unter der Maske größter Menschenfreundlichkeit ihrem weniger pfiffigen Nächsten die Haut über die Ohren zu streifen. So blickte der Aeltere mit den dunklen Augen so listig unter dem breiten Panamahut hervor, wie ein ausgefeimter Beutelschneider, der geübt, jeden ihm Begegnenden betreffs des Inhaltes seiner Börse abzuschätzen. Der andere, vielleicht dreißig Jahre alt, eine kleine unansehnliche Gestalt, stand nicht hinter ihm zurück, indem, für einen aufmerksamen Beobachter erkennbar, Tücke und Habgier aus seinen wässerigen grauen Augen verstohlen hervorleuchteten, und ein Zug von Lüsternheit und Grausamkeit gemeinschaftlich mit einem abstoßenden Lächeln der Ueberlegenheit die schmalen Lippen umlagerte.

„Hallo, Fremder!" redete ersterer den rastenden Reiter freundschaftlich an, „Sie sind wohl in dieser Gegend zu Hause?"

„Befragte ich Sie schon, wo Sie in die Welt gesetzt wurden?" antwortete der junge Hüne wie gelangweilt, die Arme wieder unter den Kopf schiebend.

„Das freilich nicht. Meiner Neugierde lag nur die Hoffnung zu Grunde, durch Sie über die umliegenden Ländereien etwas Auskunft zu erhalten."

„So gehört ihr zu den verwünschten Südlichen, die darauf aus sind, den Boden hier herum für die Sklavenzucht klar zu machen. Zwei von euren Leuten lernte ich schon kennen. Sie hatten eines ehrlichen Mannes Rind über den Haufen geschossen; da setze ich voraus, ihr kostetet selber ein geröstetes Stück davon."

„Mit demselben Recht könnten wir mutmaßen," versetzte der Jüngere verbissen, „daß Sie zu den Desperados

zählen, die im Lande umherstreifen und den einsamen Wanderer mit den Worten: Geld oder Blut! begrüßen."

Ohne Mißmut zu verraten, entgegnete der trotzige Bursche: „Wäret ihr beide nicht solche jämmerliche Kreaturen, könnte mich die Lust anwandeln, euch etwas näher zu betrachten. Ich rief euch nicht, und noch weniger verspüre ich die Neigung, mich von dem ersten besten Unbekannten ins Verhör nehmen zu lassen."

„Wohlan denn," nahm der Aeltere wieder das Wort, „ich bin der Landagent Baxter, und mein Freund hier ist der Richter Margin."

„Und ich heiße Robert King," erwiderte dieser sichtbar ergötzt, „zwischen hier und Neumexiko bekannt als King Bob, der König aller Vaqueros, nebenbei ein Mann, der mit seinen Rindern verdammt viel barmherziger verkehrt, als ihr und euresgleichen mit den zweibeinigen Ochsen und Eseln, die dumm genug sind, euren Rat zu suchen."

„Rauhe Worte, Mr. King Bob," fuhr Baxter, seinen Verdruß niederkämpfend, fort, „doch wir befinden uns hier auf einem freien Territorium, wo man keine Ansprüche an große Zuvorkommenheit erheben darf. Aber, Scherz beiseite, ich wünsche zu erfahren, ob der Rauch, der da hinter dem Waldvorsprung aufsteigt, von dem Herdfeuer eines gewissen Daniel Howitt herrührt, und die dort weidende Herde zu seiner Farm gehört."

Bei Nennung des Namens Howitt schnellte King Bob in eine sitzende Stellung empor. Argwöhnisch prüfte er die beiden Reiter eine Weile, bevor er in die Worte ausbrach:

„Da kann ich nur mutmaßen, daß ihr mit dem Gedanken umgeht, den Daniel Howitt mit euren verfluchten Teufelsränken von seiner Besitzung zu vertreiben. Bei dem kommt ihr aber an den Unrechten, und wenn ihr mit unzerbrochenen Schädeln von seinem Hofe herunterreiten wollt, dann haltet eure glatten Zungen im Zaume."

„Sie kennen ihn genauer?“

„Wenigstens hinlänglich, um euch zu gönnen, daß er seine Faust auf euch legt. Die ist nämlich verdammt knochig, und trifft die eine ihm unbequeme Nase, so gleitet sie mit der Spitze so tief in den Kopf hinein, daß sie zeitlebens den Weg nicht wieder herausfindet. Doch zieht eure Leine jetzt; ich sah und hörte genug, um euch beide zur Hölle zu wünschen.“

Baxter zuckte die Achseln und trieb sein Pferd an. Zähneknirschend und doch von heimlicher Scheu vor dem trotzigen Gesellen beseelt, folgte Margin seinem Beispiel. Nachdem sie weit genug geritten waren, um von King Bob, der sich wieder auf den Rücken geworfen hatte, nicht mehr verstanden zu werden, bemerkte Margin mit bösem Hohn: „Dieser ungeschlachte Strauchdieb! Gerade so, wie die beiden Esel, die sich von ihm ins Bockshorn jagen ließen, ihn schilderten. Trieben sich viele von der Sorte hier herum, möchte unseren Leuten die Lust vergehen.“

„Ist die Zeit da, so erhalten sie so starken Nachschub, daß ein paar Dutzend von seinem Kaliber nicht ins Gewicht fallen,“ versetzte Baxter zuversichtlich; „man braucht ihnen nur ausreichend Whisky und eine Handvoll Dollars zu bieten, und sie stimmen für Tod und Teufel, und mit Begeisterung obenein.“

Und weiter ritten sie in eifrigem Gespräch am Waldsaum hin, der vor ihnen eine Biegung nach Norden beschrieb.

Zweites Kapitel.

Als die beiden Landspekulanten um das vorspringende Gehölz herumbogen, lagen vor ihnen eingefriedigte Felder mit grünenden Saaten, und im Hintergrunde ein kleines Gehöft. Da nach beendigter Frühjahrsbestellung die Ackerarbeit ruhte, hatten die Bewohner der Farm sich

einer anderen Beschäftigung unterzogen, welche die beiden nahenden Reiter mit heimlichem Argwohn erfüllte. Man war nämlich ans Werk gegangen, die Zwischenräume zwischen Blockhütte, Stall und Schuppen durch starke Palissaden abzuschließen, ebenso den Vorplatz bis auf eine schmale Einfahrt fest einzufriedigen.

„Wie gefällt Ihnen das?" fragte Margin gehässig. „Hat es nicht den Anschein, als rüste man sich, irgend welchen Angriffen zu begegnen? Es müssen doch wohl beunruhigende Gerüchte hierher gedrungen sein."

„Den Anschein hat es allerdings," gab Baxter zu, „allein um einen Angriff abzuschlagen, muß er zuvor unternommen werden. Ist der Mann erst darüber aufgeklärt, daß er auf meinem Grund und Boden haust, also nur noch geduldet ist, wird er sich schon bekehren. Gesetz bleibt Gesetz, oder das ganze Weltall ginge aus den Fugen."

Mißmutig betrachtete Margin ein halbes Dutzend älterer und jüngerer Burschen, die munter ihre Aexte schwangen und Löcher für die Pfähle gruben.

„Er soll eine wilde, störrische Natur sein," erwiderte er, „einer von jener granitenen Sorte, die keinen Herrn über sich anerkennt. Da seine Begriffe von Recht und Gesetz andere sind, als die der Mehrzahl vernünftiger Menschen, ist schwerlich viel Nachgiebigkeit von ihm zu erwarten."

„Auch der Störrischeste muß sich zum Schluß vor der Gewalt beugen," meinte Baxter, der sich als Herr auf seinem Eigentum fühlte, leichtfertig; „und er wäre nicht der erste, der, um seine Heimstätte zu einem mäßigen Preise zu retten, für Einführung der Sklaverei stimmte, sogar seinen Einfluß bei den Nachbarn, und den soll er in hohem Grade besitzen, ausnutzte, daß sie sich ihm anschlössen."

„Was heißt Nachbar, wenn es eine Stunde guten Reitens erfordert, um den nächsten zu besuchen?"

„Um so besser. Säßen sie so nahe bei einander, wie die Bienen in ihrem Bau, möchten sie sich zusammenrotten und bald hier, bald dort den Unserigen das Leben sauer machen."

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück. Um so aufmerksamer beobachteten sie, wie die jugendlichen Arbeiter in eine Gruppe zusammentraten. Die noch offene Seite des Palissadenzaunes lag gerade vor ihnen und damit die Vorderseite einer umfangreicheren Blockhütte. Es konnte ihnen also nicht entgehen, daß ein höchstens vierzehnjähriger Knabe die Axt zur Seite warf und ins Haus eilte.

Gleich darauf trat aus der Thür ein hochgewachsener Mann, eine echte Kentuckygestalt, um deren breiten Oberkörper ein weites blaues Hemd schlotterte. Ihm auf dem Fuße folgten mit dem Knaben zwei Frauen, deren eine sichtbar ebenfalls eine reiche Zahl von Jahren auf dem Rücken trug, wogegen die andere ein großes, kräftig herausgewachsenes Mädchen war.

Die Brauen finster gerunzelt, betrachtete der alte Mann die Ankömmlinge eine Weile nachdenklich; dann schritt er ihnen bis zu der durch die Befestigungsarbeiten bezeichneten Hofgrenze entgegen. Der Knabe begleitete ihn, während die beiden Frauen in der Hausthür zurückblieben. Als er bei den jungen Leuten eintraf, lauter wettergebräunten, zum Teil barfüßigen Burschen, deren kraftvolle Körper durch schwere Arbeit gestählt waren, sahen diese mit ehrerbietiger Spannung zu ihm auf. Keiner hätte gewagt, mit seinem Urteil dem des Vaters vorzugreifen oder auch nur auf das hinzuweisen, was ihm selbst vor Augen lag. Dieser beachtete sie nicht, sondern richtete seine Aufmerksamkeit auf die Fremden, die zur Zeit kaum

noch hundert Ellen weit entfernt waren. Sein hageres, von Runzeln tief gefurchtes und verwittertes Gesicht mit dem dünnen ergrauten Bart und den vorspringenden Backenknochen blieb dabei so unbeweglich, als wäre es aus dem härtesten Hickoryholz geschnitzt gewesen. Einen ähnlichen Eindruck erzeugte der lange, anscheinend nur aus Knochen und Sehnen bestehende Körper, dessen Nacken wohl etwas gebeugt, der aber noch immer eine Kraft verriet, um die ihn jüngere Männer hätten beneiden können.

Je näher die Reiter kamen, um so mehr verhärteten sich seine Züge, um so spitzer und durchdringender schauten seine blauen Augen. Es war, als hätte eine Ahnung ihm gesagt, daß er mit Menschen in Verkehr treten sollte, die störend in sein patriarchalisches Leben einzugreifen gedachten und daher ihm als Todfeinde galten.

„Besten Gruß euch allen," redete Baxter ihn und seine Söhne endlich freundschaftlich an, „ich müßte mich sehr irren, wäre es nicht der ehrenwerte Daniel Howitt, den ich auf eine Stunde um seine Gastfreundschaft ersuche."

„Daniel Howitt heiße ich," antwortete dieser ausdruckslos, „und was die Gastfreundschaft anbetrifft, da wurde sie auf dieser Stätte noch nie einem Fremden verweigert, sofern er sich deren nicht als unwürdig erwies. Steigt ab und überlaßt die Gäule den Burschen. Jung, wie sie sind, wissen sie doch, daß unvernünftiges Vieh ebenso berechtigt zu 'ner gastlichen Aufnahme, und wohl noch berechtigter, als mancher, der den Rock eines Gentleman auf den Schultern trägt, rechne ich."

„Und das Herz eines wahren Gentleman in der Brust," fügte Baxter, anscheinend gut gelaunt, hinzu, und wie Margin, schwang auch er sich aus dem Sattel.

„Das mag der Henker jemand ansehen, bevor man ein paar Prisen Salz mit ihm aß," meinte der alte

Squatter mit unerschütterlichem Gleichmut. „Es geschieht übrigens nicht oft, daß jemand hier vorspricht, der nicht in 'nem Hickoryhemd*) und mit der Axt in den Fäusten groß geworden. Die letzten waren Feldmesser, die im verflossenen Herbst mit ihren Ketten Linien in der Nachbarschaft schlugen."

„Vereinigte-Staaten-Beamte," versetzte Baxter wie beiläufig, und gleißnerisch fuhr er fort, indem er auf die jungen Männer wies, deren zwei sich mit den Pferden entfernten: „Eine verheißende Nachkommenschaft, bei Gott! Angehende Hünen. Ich beschwör's, Daniel Howitt, Sie haben Ursache, stolz darauf zu sein."

„Gut genug sind sie," bestätigte Howitt kühl, „wuchsen die Jüngsten noch nicht ordentlich heraus, so verstehen sie doch, ihren hundertjährigen Baum binnen kurzer Frist umzulegen und 'nem Eichhorn auf hundert Ellen 'ne Kugel durch den Kopf zu jagen. Ben," kehrte er sich dem zunächst stehenden Sohne zu, „geh ins Haus und sage der Mutter und Bell, sie möchten eine gehörige Mahlzeit anrichten. Du selber stelle die Korbflasche auf den Tisch und lege ein paar gesäuberte Hammelhörner daneben. Und nun, ihr Herren, sagt, womit euch gedient ist. Ich rechne nämlich, wenn jemand den weiten Weg über die Ebenen hier heraus nicht scheut, muß er auch 'ne richtige Ursache dazu haben."

„Sicher, Freund Howitt," versetzte Baxter, während er und sein Gefährte an des Alten Seite sich auf die Blockhütte zu bewegten, „nebenbei bezweifle ich nicht, daß, wenn wir die Köpfe der Pferde heimwärts wenden, Sie mit unserem Besuch hier ebenso zufrieden sind, wie wir selber. Ich erstaune übrigens, Sie bei einem Werk zu finden, das die Vermutung der Unsicherheit in diesem

*) Starker baumwollener blauer Stoff.

Teil des Landes wachruft. Hoffentlich sind die schuftigen Eingeborenen, dieses Ungeziefer, nicht aufsässig geworden."

„Die nicht," erklärte Howitt gelassen, „denn mit denen läßt sich's schon leben, sofern man sie den Hunden nicht gleichstellt. Aber da giebt es andere, die für die Ruhe eines friedliebenden Ansiedlers gefährlicher sind, als die verschlagenste Rothaut, die je von Rachedurst auf den Kriegspfad gedrängt wurde. Da kann es sich freilich ereignen, daß wir die Palissaden dazu benutzen, hinter ihnen hervor unser Eigentum zu verteidigen."

Baxter wechselte mit Margin einen bezeichnenden Blick, worauf er erwiderte:

„Ueberflüssige Vorsicht! Es stehen allerdings mancherlei Veränderungen im Territorium bevor, jedoch nicht solche, die notgedrungen Hader und Feindschaft im Gefolge haben müssen."

„Die Nachrichten, die hierher gelangten, lauteten anders," versetzte Howitt etwas entschiedener, „schon die Kettenträger redeten von Dingen, die in den Ohren eines rechtschaffenen Farmers nicht wie Drosselschlag klingen."

„So waren die Nachrichten gefälscht oder mindestens übertrieben."

„Weisen sie sich als gefälscht oder übertrieben aus, soll die Mühe des Verpalissadierens mich nicht gereuen. Ein Dummkopf erster Klasse, der sich von den Ereignissen überraschen läßt, rechne ich, und jetzt rücken Sie heraus mit der Sprache. Ein ehrlicher Mann braucht keine Umwege zu beschreiben, wie 'n Opossum, das 'nen Hühnerstall im Auge hat. Doch beim Sitzen redet sich's leichter, und dieses hier ist eine Bank, auf der ich schon vor siebzehn, achtzehn Jahren den Schweiß auf meiner Stirn trocknen ließ." Dann, nachdem alle drei auf dem vor der einen Haushälfte hinlaufenden, aus sechs eingerammten Pfählen und einer roh bearbeiteten Plankenlage her-

gestellten Gerüst sich niedergelassen hatten, nahm Baxter wieder das Wort.

„Vor allen Dingen bauen Sie auf meine Versicherung," hob er an, „daß ich die weite und nicht unbeschwerliche Reise einzig und allein zu dem Zweck unternahm, um über etwaige Meinungsverschiedenheiten mich freundschaftlich mit Ihnen zu einigen. Klingt die erste Ankündigung wirklich hart in Ihren Ohren, so beweist das nicht, daß Sie auch nur im geringsten geschädigt oder übervorteilt werden sollen. Es stände das in häßlichem Widerspruch mit der Achtung, die ich aus vollem Herzen jedem schwer ums Dasein arbeitenden Ackerbauer zolle. Ich muß Sie nämlich in Kenntnis davon setzen, daß ich hier, Ihre Farm mit eingeschlossen, sechs Quadratmeilen Land ankaufte und im Begriff stehe, es in Parzellen abzuteilen und diese für zuziehende Ansiedler mundgerecht herrichten zu lassen."

„Von wem kauften Sie das Land?" fragte Howitt wie von ungefähr.

„Von der Regierung. Hier ist der Kontrakt. Auch die Karte will ich Ihnen vorlegen."

„Also vom Uncle Sam*)," meinte der alte Squatter ruhig, das Dokument durch eine nachlässige Handbewegung zurückweisend, „verhandelte der aber Land, ohne die darauf angesessenen Squatter an ihr Vorkaufsrecht zu mahnen, so ist er ein ebenso niederträchtiger Schurke, wie Sie selber, der Sie darauf ausgehen, freie Arbeiter durch menschliches schwarzes Vieh zu verdrängen."

„Wer spricht von Verdrängen?" fragte Baxter, die Beschimpfung überhörend, gleißnerisch entrüstet; „das wäre erst der letzte Ausweg, und dazwischen liegen solche Bedingungen, wie sie Ihnen nur willkommen sein können."

*) Scherzhafte Deutung des U. S. = United States, Vereinigte Staaten.

Da Howitt unbeweglich über den Hof hinsah und kein Verlangen verriet, die gepriesenen Bedingungen kennen zu lernen, fuhr er nach einer Pause zuvorkommend fort:

„Zunächst sollen Ihnen also, in gewissenhafter Berücksichtigung der Lage dieses Gehöftes, zweimal sechzig Morgen Land, jeden zu fünf Dollars berechnet, als freies Eigentum verschrieben werden. Dafür verpflichten Sie sich, meinen Grundsätzen Rechnung zu tragen und nicht nur selbst für die segensreiche Institution der Sklaverei zu stimmen, sondern auch Ihre Nachbarn, die zu Ihnen aufblicken wie zu einem Gouverneur, dazu zu bewegen. Dadurch sichern Sie sich und den Ihrigen den ungestörten Besitz der mit so viel Fleiß und Mühe emporgebrachten Farm; außerdem aber ziehen Sie Ihren Vorteil aus dem mit der schnelleren Besiedelung wachsenden Verkehr, zumal es mit dem Kaufgelde nicht eilt, und Sie es nach Bequemlichkeit abtragen mögen."

„Fein ausgeklügelt," meinte Howitt mit einem bösen Lächeln, „so fein, daß ein Einfältigerer darauf anbeißen könnte. Ich rechne indessen, nachdem Sie Ihre Bedingungen stellten, hören Sie auch gern die meinigen. Ich besitze sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter. Auf Grund dieser Zahl fordere ich also, daß Sie siebenmal sechzig Morgen aus Ihren sechs Quadratmeilen für mich herausschneiden, und zwar so, daß dieser komfortable Winkel der Mittelpunkt bleibt. Ferner berechnen wir den Morgen mit drei und dreiviertel Dollars, also zum Regierungspreise, eine Summe, die ich beim Abschluß berichtige, und drittens verpflichten Sie sich, auf dem von Ihnen angekauften Lande keine Sklaverei zu dulden."

„Auch Ihre Bedingungen erscheinen nicht übel," versetzte Baxter, sein Mißvergnügen hinter sorgloses Lachen verbergend, „Sie übersehen nur eines dabei, nämlich daß wir uns hier auf meinem Grund und Boden befinden,

Sie also gewissermaßen mein Gast sind, es daher in meiner Gewalt liegt, Käufer und Pächter heranzuziehen, wie sie mir am meisten zusagen."

„Bell," rief Howitt vollständig leidenschaftslos ins Haus hinein, „rücke Speck und Maiskuchen vom Feuer fort und stelle den Whisky für bessere Leute zur Seite!" Und über den Hof: „Jungens, führt den Fremden die Pferde zu! Sie haben große Eile, fortzukommen!" Er kehrte sich seinen Gästen zu, die erstaunt auf sein hartes Gesicht sahen: „Das ist meine Antwort auf eure Zumutung. Noch stelltet ihr die Füße nicht unter meinen Tisch; da hindert mich nichts, dringend zu raten, mein Gehöft so bald und so weit wie möglich hinter euch zu legen. Was ihr euer Recht nennt, wurde mir hinterrücks entzogen, also gestohlen, rechne ich. Mein Recht aber ist geheiligt durch achtzehnjährigen Besitz, das kann kein spekulativer Gauner, sogar der Onkel Sam selber mit seinem großen Gewissen nicht aus der Welt schaffen; und mein Recht verteidige ich in Gemeinschaft mit den Meinigen bis zum letzten Blutstropfen. Zweifeln Sie noch, so versuchen Sie doch, wie viele von Ihren feilen Schurken sich die verruchten Schädel an meinem Palissadenzaun einrennen. Denn ich bin, bei Gott, nicht der einzige hier herum, der sich dagegen auflehnt, wenn das ursprüngliche Gesetz, das uns allen bekannt ist, umgeworfen und unser freies Territorium in einen Zuchtstall für Farbige umgewandelt werden soll."

Die Pferde wurden vorgeführt. Die beiden Herren hatten sich erhoben. Ihre Gesichter schwammen in Wut und Hohn.

„Sie selbst sind verantwortlich dafür, wenn ein schweres Verhängnis auf Sie hereinbricht," bemerkte Baxter schneidend, „zählen Sie aber auf den Beistand vogelfreier halbwilder Viehtreiber, wie wir nicht weit von hier einem

begegneten, so möchten Sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben —"

Bei den letzten Worten trat Bell, beunruhigt durch die erregten Stimmen, auf die Thürschwelle. Ihre Erscheinung machte Baxter verstummen. Wie er, sah auch Margin verstört auf sie hin. Denn kein gewöhnliches Farmermädchen war es, welches da vor ihnen stand, sondern mit dem hohen, kräftigen, tadellosen Wuchs und der herausfordernden Haltung, trotz des ländlich aufgeschürzten einfachen Anzugs, das Bild einer erzürnten waffenkundigen Amazone, die im Begriff, sich zum Kampfe zu rüsten. Derselbe Ausdruck wiederholte sich in dem regelmäßig geformten schönen Antlitz mit den weich abgerundeten, wettergebräunten Wangen, den unerschrocken blickenden Augen und den schwellenden Lippen des feingeschnittenen Mundes. Das starke blonde Haar hatte sie hinter die Ohren zurückgestrichen und dicht am Kopf zusammengeschnürt, von wo es wie ein Roßschweif tief über den Rücken niederwallte. Obwohl der Jahre höchstens zwanzig über das selbstbewußt getragene Haupt hingegangen waren, ruhte doch der tiefe, beinahe düstere Ernst eines weit höheren Alters auf dem jugendfrischen Antlitz. Nicht die leiseste Spur schlummernden Frohsinns war darauf zu entdecken. Es machte sich sogar ein eigentümlich herber Zug zu beiden Seiten des festgeschlossenen Mundes bemerklich. Hatte der Zufall gefügt, daß sie Baxters letzte Bemerkung hörte, so war die nächste Wirkung, daß sie die Farbe wechselte. Dann aber sprach sie mit der vollen Feindseligkeit, welche durch das Auftreten der Fremden dem Vater gegenüber geweckt worden war:

„Reden Sie verächtlich von Rinderhirten und trauen Sie dem Vater zu, mit ruchlosen Gesellen Gemeinschaft zu pflegen, so können Sie mit solchen sich nur selbst gemeint haben."

„Gut gegeben, Bell," versetzte Howitt billigend, fügte aber streng hinzu: „Hast nur vergessen, daß dein Vater Manns genug ist, mit jedem, auch mit diesen beiden zweifelhaften Gentlemen, selber fertig zu werden."

Bell, weniger durch den Vorwurf des Vaters eingeschüchtert, als erbittert über Margin, der seine Bewunderung unverhohlen an den Tag legte und sie mit frechen Blicken betrachtete, kehrte sich kurz um und trat in die Hütte zurück.

„Ein schönes Kind," erklärte Margin unter dem vollen Eindruck des eigentümlichen Zaubers, der die charakteristische Erscheinung auszeichnete, und formlos fiel Howitt ein:

„Darum befragte ich Sie nicht. Wähnen Sie, daß Anstand und gute Sitte hier im wilden Westen weniger zu Hause sind, als in euren vergoldeten Parlours, so irren Sie mächtig. Lassen eure Weiber sich unziemliches Anstarren von jedem elenden Laffen gerne gefallen, so folgt daraus nicht, daß man dergleichen hier duldet. Und jetzt beeilt euch, wenn ihr nicht vorzieht, daß meine Söhne euch in den Sattel helfen und euren Mähren die Peitschen um die Ohren knallen, um zu prüfen, wie fest ihr auf 'nem Pferderücken klebt."

„Nur aufrichtige Bewunderung —" hob Margin, bis zur Verwirrung scheu, entschuldigend an, allein des alten Squatters Geduld war erschöpft.

„Aufrichtiger Tod und Teufel!" fiel er drohend ein. „Geschah euch, wie's euch nicht behagt, so wolltet ihr's nicht anders, und wenn ihr nach Hause kommt, rühmt euch, für eure niederträchtigen Ränke wie schlechte Hunde von dem Hofe eines ehrlichen Mannes fortgejagt zu sein."

„Noch ein Wort in Güte," hob Barter nunmehr besänftigend an, „nicht in gereizter Stimmung möchte ich von Ihnen scheiden. Walteten Mißverständnisse —"

„Keine Mißverständnisse," schnitt Howitt das weitere ab, „das liest ein Blinder durch 'ne dreizöllige Planke. Mein letztes Wort habt ihr gehört, und das eurige brauch' ich nicht zu wissen," und seinen Gästen den Rücken kehrend, schritt er ebenfalls ins Haus hinein.

Baxter und Margin säumten nicht länger und bestiegen ihre Pferde. Im Davonreiten rief Baxter, auf dem Gipfel seiner Wut, über die Schulter in die offene Thür hinein: „Auf Wiedersehen zu geeigneterer Zeit. Vielleicht halten Sie für ratsam, vorher meinen Grund und Boden zu verlassen!"

Eine Antwort erfolgte nicht. Baxter knirschte mit den Zähnen.

„Vom eigenen Besitztum heruntergewiesen zu werden — bei Gott, das soll nicht vergessen sein," sprach er zu dem Gefährten, „verdammt! Noch giebt es Mittel, das kollerigste Stück Vieh ins Joch zu spannen."

„Ich für meine Person möchte mich nicht vor die Mündungen ihrer Büchsen stellen," versetzte Margin spöttisch, „weit lieber schlösse ich Blutsbrüderschaft mit dem Alten um seiner Tochter willen. Bei Gott, ein schöneres Mädchen sah ich nie, selbst nicht in den Staaten. Stand sie nicht auf den kleinen nackten Füßen wie eine Heldin des Altertums?"

„Ich vermute, ein zweiter zärtlicher Blick in die funkelnden Augen des wilden Dinges würde Ihnen gefährlicher werden, als ein halbes Dutzend Gewehrmündungen."

„Wenn kein warmes Blut in ihren Adern kreiste," höhnte Margin, „und das zum Sieden zu bringen kann nicht schwer werden bei einer, die bisher nichts anderes kennen lernte, als rohe Landtölpel. Wir werden ja sehen, wenn es mir zufallen sollte, zwischen Ihnen und dem knorrigen Alten zu vermitteln."

Sie ritten zwischen den zur Zeit auf Axt und Spaten

gestützten jungen Männern hindurch. Da sie nicht grüßten, hielten jene für überflüssig, die geringste Höflichkeit an sie zu verschwenden. Aber die Blicke aus den jungen Augen trafen sie mit einer Feindseligkeit, daß sie ihnen zu begegnen scheuten.

Solange die Scheidenden den Brüdern sichtbar blieben, spähten sie ihnen schweigend nach. Sobald sie aber um die Waldecke herumbogen, sandte der Aelteste eine wilde Verwünschung hinter ihnen her. Mit einem zweiten Fluch schleuderte er die Axt weit von sich.

„Das ist kein gutes Zeichen, wenn unser alter Governor einen Gast ziehen läßt, ohne ihm zuvor einen festen Trunk angeboten zu haben," sprach er ingrimmig, „was aber dem Vater die Laune verdirbt, braucht vor seinen Söhnen nicht verheimlicht zu werden," und gefolgt von den Brüdern, begab er sich nach der Blockhütte hinüber.

Als sie in das Gemach eintraten, das zugleich als Küche, Wohnzimmer und Schlafraum der beiden Alten diente, sahen sie den Vater am Tisch sitzen, die eine Hand auf die Platte gelegt, mit der anderen das Haupt stützend. In seiner starren Haltung und mit dem knochigen Körper erinnerte er nicht wenig an die rohbehauenen Baumstämme, die sich ringsum zu Wänden übereinander reihten. Seine Frau kauerte vor dem Kaminfeuer, mit dem Rösten von Mehlkuchen beschäftigt. Bell stand abseits vor dem einzigen Fenster und sah ernst auf den Hof hinaus.

Bis dahin hatte Howitt kein Wort gesprochen. Mutter und Tochter wären die letzten gewesen, ihn zur Zeit in seinem Gedankengange zu stören. Erst beim Eintritt seiner Söhne richtete er sich auf. Wie begutachtend, betrachtete er die kernige Nachkommenschaft. Er mochte sich fragen, inwieweit sie geschaffen, mit Leib und Leben für ihre Heimstätte einzutreten; aber auch, ob der eine oder der andere dazu auserkoren, durch seinen Fall die Rache des

Himmels gegen eine Gesellschaft herauszufordern, die es als ihr Privilegium ansah, Recht und Gesetz unter die Füße zu treten.

„Keine gute Zeit hier, kalkulier' ich," meinte Ben, ein Mann, dem bereits der Bart ums Kinn gesproßt war, und der als Aeltester gewöhnlich das Wort führte.

Da schlug Howitt mit der eisernen Faust auf den Tisch, daß es klang wie der dröhnende Fall eines Schmiedehammers.

„Nein, Jungens, keinen guten Zeiten gehen wir entgegen," rief er aus, „vielleicht Zeiten, in denen ihr beweisen sollt, daß ihr Schößlinge eines gesunden Stammes sei, und der Jüngste so viel wert ist, wie jeder andere, der eine Büchse zu heben und die Kugel ins Bullenauge zu zirkeln versteht, rechne ich. Ihr möchtet die Ursache wissen, und die darf jetzt nicht länger vor euch verheimlicht werden. Was wir so lange befürchteten, soll sich nämlich erfüllen, und da mögen wir jeden Tag gewärtigen, daß die verruchten Sendlinge der südlichen Schurken eintreffen, um uns von der friedlichen Scholle zu vertreiben, wo wir die vielen Jahre ein gottesfürchtiges Leben führten."

„Da werden sie wohl eine harte Nuß zu knacken finden," meinte Adam, der Zweitälteste, trotzig.

„Eine Nuß, an der die Lumpen sich die Zähne ausbeißen," fügte der Jüngste erbittert hinzu.

Der Alte warf einen strengen, zugleich wohlgefälligen Blick auf die entschlossenen jungen Männer und sprach weiter: „Mit dem Reden locken wir keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Hier heißt's handeln, sollen wir nicht eines Tages, mag's Wochen oder Monate bis dahin dauern, von der Rotte Kora heimgesucht werden, um demnächst zum Wanderstab zu greifen. Adam, sattle dir 'nen Gaul und reite bei den Nachbarn herum. Erzähle ihnen, was

wir heut erlebten, befrage sie um das, was sie selber erfuhren. Bestelle mit 'nem Gruß von mir, ich ließe raten, wenn zu viele sie bedrängten, sich hierher zurückzuziehen. Sag ihnen, binnen wenigen Tagen seien die Palissaden fertig, und hinter denen hervor könnten zwei Dutzend handfeste Männer ein ganzes Regiment zusammenschießen. Reitest du die ganze Nacht, so bist du morgen abend wieder hier. — Du, Ben, reitest unterdessen nach Fort Riley hinunter. In drei Tagen machst du's. Du bist befreundet mit dem Kaufmann White. Von dem kaufe so viel Pulver und Blei, wie du bequem fortschaffst. Mutter wird dir Geld geben. Steckt Brot und Fleisch zu euch, daß ihr unterwegs nicht schwach werdet; thut auch den Tieren keine Ueberlast. Haltet die Augen offen und achtet auf alles, das um euch her vorgeht. Redet mit den Leuten, denen ihr begegnet, und befragt sie um ihre Meinung. Es müßte mit dem Henker zugehen, befänden sich viele unter ihnen, die ohne Widerstand duldeten, daß unser Territorium mit Niggers überschwemmt würde."

Bereitwillig rüsteten sich die beiden Sendboten. Ob sie dreimal vierundzwanzig Stunden im Sattel zubringen sollten oder ebenso viele Minuten, fiel bei ihnen nicht ins Gewicht. Sie waren es nicht anders gewohnt seit den Tagen, in denen sie noch nicht lange zum erstenmal die Beine über einen Pferderücken spreizten. Unterstützt durch ihre Brüder, waren sie binnen kurzem reisefertig. Eine kräftige Mahlzeit bildete den Schluß.

Als sie die Pferde bestiegen, trat Bell, die ihnen das Geleite auf den Hof hinaus gab, neben Ben hin. Leise raunte sie ihm zu: „Ohne es zu wollen, verriet der eine Fremde, daß King Bob in der Nachbarschaft weilt. Du findest ihn bei der großen Regenfurche, wo wir den Maisvorrat für seinen Mustang anlegten. Du bist sein Freund, und dir traut er. Im Vorbeireiten sage ihm, ich er-

warte ihn beim Arrowmaker, aber nicht vor Sonnenuntergang."

Ben antwortete zustimmend. Gleich darauf ritten die beiden Brüder vom Hofe hinunter. Ben wendete sich stromabwärts, während Adam die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Die Zurückbleibenden nahmen alsbald ihre Arbeit wieder auf. Die bedrohlichen Nachrichten hatten ihren Eifer erhöht. Sogar der alte Howitt beteiligte sich an dem Werk. —

Kurz vor Sonnenuntergang erschien Bell bei ihrem Vater.

„Ich gehe zum Arrowmaker," redete sie ihn an, „um ihm etwas Maisbrot zuzutragen. Das hat er nicht alle Tage. Ich höre ihn gern sprechen. Da mag er mir aus alten Zeiten erzählen. Hast du eine Botschaft an ihn?"

Durchdringend, sogar mit verstecktem Argwohn sah Howitt ihr ins Antlitz. Beinahe regungslos, wie das seinige, verriet nichts in demselben, daß sie sich mit Nebenabsichten trug. Nur der herbe Zug um die Lippen schien sich noch vertieft zu haben.

„Erzähle du ihm lieber, was sich heut hier zutrug," antwortete Howitt nach kurzem Sinnen in seiner gewohnten ernsten Weise, „bereite ihn darauf vor, daß, wenn es mit uns hier zu Ende ginge, auch seines Bleibens nicht länger wäre. Das giebt ihm zu denken, rechne ich."

Bell entfernte sich. Grübelnd blickte Howitt ihr nach. Die Brauen tief gerunzelt, beobachtete er, wie sie mit natürlicher Anmut einherschritt. Unbeugsamer Eigenwille offenbarte sich in ihrer Haltung. Lebhafter wirkte es in des Alten Augen. Mitleid und tyrannische Strenge schienen in ihnen um den Vorrang zu kämpfen. Endlich schüttelte er den Kopf zweifelnd. Dann hob er die Axt, und sie ums Haupt schwingend, führte er nach dem vor ihm lie-

genden Baumstamm einen Hieb, daß er die Schneide nur mit einiger Anstrengung aus dem festen Holz zu lösen vermochte. Gleich darauf gesellten vom Walde her seine beiden jüngsten Söhne sich zu ihm. Sie berichteten, auf der Suche nach dem vermißten jungen Rinde Spuren entdeckt zu haben, die davon zeugten, daß es gewaltsam fortgeführt worden.

„Warum verfolgtet ihr sie nicht bis ans Ende?“ forschte Howitt rauh.

„Es wäre überflüssig gewesen,“ entschuldigten sich die Burschen, „wir begegneten Rabbit, der war ihnen bereits nachgegangen und wußte, daß es von zwei der weiter unten hausenden Landstreicher geschlachtet worden ist.“

Howitts Gesicht verfinsterte sich. Heftig nagte er auf den Lippen; dann bemerkte er anscheinend gleichmütig: „Wir wollen annehmen, der Hunger habe die Schurken zu dem Raub getrieben, und ihnen das Fleisch gönnen. Das war der erste Eingriff in unser Eigentum. Der zweite wird mit Bleikugeln bezahlt. Das merkt euch und haltet bessere Wache.“

Bell war unterdessen hinter dem Gehöft verschwunden. In die dort beginnende Waldung eindringend, gelangte sie nach Zurücklegung einer kurzen Strecke an den Fluß, auf dessen Ufer ein Pfad ausgetreten war. In denselben einbiegend, folgte sie ihm stromaufwärts nach.

Drittes Kapitel.

Gegen sechshundert Schritte weit von der Stelle, wo Bell den Pfad betrat, öffnete sich eine Lichtung von mäßigem Umfange, die, ringsum vom Walde begrenzt, nördlich bis an den Fluß reichte. Doch auch dort war sie durch die auf dem jenseitigen Ufer hoch emporstrebenden Baummassen gegen winterliche Schneestürme erträglich geschützt.

Auf der Westseite, in einer von hundertjährigen Waldriesen und Buschwerk eingeengten kleinen Wieseneinbuchtung erhob sich eine aus Pfahlwerk, Geäst und Erde hergestellte Hütte, die mit einem Hause gerade so viel Aehnlichkeit besaß, wie der Maulwurfshaufen mit einem aufgeführten dreistöckigen Biberbau. Mit der kaum sechs Fuß hohen gewölbten Bedachung und der in deren Mitte befindlichen Oeffnung, dazu bestimmt, den im Inneren erzeugten Rauch abzuleiten, hätte man sie mit einem unförmlichen Backofen vergleichen können. Auf dem Vorplatz war ein auf Pfählen ruhendes einfaches Zweigdach errichtet worden. Eine Feuerstelle unterhalb desselben, dazu ein schwerer runder Granitblock, Hammer, Zange und mehrere Feilen, wie ein Handblasebalg bekundeten, daß daselbst das Schmiedehandwerk im denkbar bescheidensten Maßstabe betrieben wurde.

Das war das Heim Arrowmakers oder Pfeilverfertigers, eines alten Kawindianers. Durch einen Schaden in der Hüfte gehindert, größere Jagdausflüge zu unternehmen, hatte er sich darauf verlegt, Pfeilschäfte zu schnitzen und aus Bandeisen die entsprechenden Spitzen herzustellen, gelegentlich ein Beil oder Messer neu vorzuschärfen und Pfeifenrohre auszubohren, lauter Dinge, die ihm weit und breit unter den Eingeborenen eine gute Kundschaft eingetragen hatten. Die Nachbarschaft Howitts hatte ihn bewogen, sich gerade dort niederzulassen. Eine längere Reihe von Jahren war seitdem verstrichen, und so kam es allmählich, daß er auf der Farm gewissermaßen als Familienmitglied galt und vor allem die heranwachsenden Kinder sich eng mit ihm befreundeten. Bei ihm wohnte ein achtzehnjähriger Mandane, den er einst, nachdem dessen Eltern den Blattern zum Opfer gefallen waren, zu sich nahm, und der nunmehr, neben Ausübung der Jagd, als gelehriger Gehilfe eifrig mit in das Handwerk eingriff.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und wenn Arrowmaker, zur indianischen Trägheit hinneigend, während des Tages überhaupt beschäftigt gewesen, so hatte er jetzt Feierabend gemacht. Vor dem Höhleneingang auf einem Holzblock saß er, das Bild eines selbstzufriedenen Eingeborenen, mit unverkennbarem Behagen den süßlich duftenden Rauch seiner Tabakspfeife in die Lungen einziehend und durch die Nüstern wieder von sich blasend. Ein farbiges Kalikohemd nebst Ledergamaschen und Mokassins bildete seine Bekleidung. Lang und schlicht fiel das schwarze Haar zu beiden Seiten seines runzeligen Gesichtes nieder. Neben ihm auf der Erde kauerte, vor kurzem erst heimgekehrt, Rabbit, sein junger Gefährte, ein schlanker brauner Bursche mit kahlgeschorenem Kopf, auf dessen Wirbel nur die sorgfältig geflochtene Skalplocke stehen geblieben war. Bis auf den Schurz vollständig unbekleidet, beschäftigte er sich damit, das gesäuberte Schloß seiner Büchse wieder an den Schaft zu schrauben, als er plötzlich hoch aufhorchte.

„Jemand kommt," bemerkte er in der Kawsprache zu dem Alten.

„Einer von der Farm," hieß es nachlässig zurück; „wer kann es sein? Ich vermute, Howitt selber."

„Der nicht," versetzte der scharfsinnige junge Mandane zuversichtlich, „ein Reis brach. Schritte hör' ich nicht. Howitt und die jungen Männer haben schwere Füße. Das Mädchen tritt leise auf, wie der Luchs in seinen Pelzschuhen."

„So erfahren wir, was die Fremden brachten. Gutes nicht, wenn sie ohne einen Trunk umkehren mußten. Du sagtest so."

„Ich sagte es und sah es. Und mehr sah ich: den King Bob. Er bedrohte die Räuber, die Howitts Rind niederschossen. Er warnte mich durch Zeichen. Ich sollte

seine Nähe nicht auf der Farm verkünden. Ich ging gar nicht hin. Niemand konnte mich fragen."

„Ist King Bob da, mag er sich hüten, Howitts Pfad zu kreuzen. Die beiden sind wie Stahl und Stein. Stoßen sie aufeinander, fliegen Funken."

„Aber das Mädchen steht zu ihm. Ich weiß es," meinte Rabbit bedächtig.

„Gerade deshalb. Howitt trägt großen Haß gegen ihn. Er mag ihn nicht sehen. Er giebt ihm schlechte Namen. Er behauptet, King Bob gehöre nach Neumexiko. Das sei ein Land der Räuber."

„Neumexiko ist sehr weit," wendete Rabbit nachdenklich ein.

„Das kümmert den King Bob nicht," versetzte Arrowmaker grämlich, „der reitet einen Tag und eine Nacht, ohne abzusitzen. Er reitet Wochen und Monate und wird nicht müde. Er ist ein gewaltiger Mann. Er ist stark genug, seinen Mustang auf dem Rücken zu tragen, wenn ihm der Atem ausgeht. Viele sagen, ein böser Geist säße in ihm drinnen."

Gegenüber öffnete sich das den Uferpfad einengende Gebüsch. Bell, die, mißtrauisch rückwärts lauschend, daselbst gesäumt hatte, trat auf die Lichtung heraus und schritt auf die Hütte zu.

„Guten Abend, Arrowmaker, guten Abend, Rabbit," begrüßte sie die beiden braunen Freunde vertraulich, und letzterem ein Körbchen mit Maiskuchen und geröstetem Salzfleisch einhändigend, fügte sie hinzu: „Heut komme ich mit einem Anliegen."

„Ich weiß es," versetzte Arrowmaker in verständlichem Englisch gleichmütig, „King Bob ist da."

Bell runzelte die Brauen. „Redetest du mit ihm?" fragte sie argwöhnisch. „Ich kann's nicht glauben. Ich schrieb ihm auf, nicht bei Tage zu kommen."

„Er kam nicht. Rabbit sah ihn. Er redete nicht mit ihm. Es war nicht augänglich. Das weitere sagt mir der Kopf."

„Gut, Arrowmaker. Ritt er den weiten Weg, so kann ihm nur daran gelegen sein, mich zu sprechen; da will ich ihn nicht warten lassen. Geh ihm entgegen, Rabbit, und sage ihm, ich schaute nach ihm aus; er möchte sich beeilen. Wo du ihn triffst, bleibst du zurück. Sollte der Vater oder ein anderer mir folgen, dann säume nicht, mich zu warnen. Ein Unrecht liegt ja nicht drinnen, wenn ich einen alten Freund wiedersehe."

Rabbit sprang auf, eilte über die Lichtung und verschwand im Dickicht. Bell hatte sich zu dem Alten gesetzt.

„Es ist ein Unglück, daß der Vater gegen uns ist," redete sie düster auf ihn ein, „verliere ich vor Gram und Sorge die letzte Lebenslust, ist's seine Schuld. Die Jahre vergehen. Wärest du nicht da mit deinem guten Willen, möchte ich mich längst ins Grab gelegt haben."

„Erst zwanzig Winter liegen hinter dir," versetzte Arrowmaker auf seine Art tröstlich, „du bist noch jung; du kannst warten. Einmal muß dein Vater sich bekehren. Ein Bach bleibt oft sehr lange trocken; dann füllt ein guter Regen ihn in einem Tage."

„Ich glaube nicht daran," hieß es erbittert zurück, „ein Bach ist kein Mensch; und so viel vertraue ich dir an: soll ich wählen zwischen dem Hause des Vaters, wo es keine Freude mehr für mich giebt, und dem Leben auf dem Rücken eines Pferdes an King Bobs Seite, gleichviel, wie rauh und gefährlich der vor mir liegende Weg, so zaudere ich nicht mit der Entscheidung."

„Du bist ein starkes Mädchen," erklärte der Kaw; „dein Herz ist das eines Mannes. Kann es aber dem Sturm gebieten? Nein. Kann es den bösen Willen töten, wenn alle gegen dich sind?"

„Das nicht. Aber es sehnt sich nach hellem, warmem Sonnenschein. Jetzt lebe ich wie in einem dumpfigen Keller. Ja, ungetrübten Sonnenschein will ich genießen, wenn auch nur auf einen Tag, und müßte ich es mit dem Leben bezahlen. Daran denke, so oft jemand versucht, dich gegen King Bob und mich aufzubringen.“.

Der Kaw antwortete nicht. Auch Bell schwieg. Angestrengt lauschte sie in den gegenüberliegenden Wald hinein. Die Sonne war zur Rüste gegangen. Es verdichteten sich die über die. Lichtung hinschleichenden Schatten. Nur kleine und große Fledermäuse belebten die stille Atmosphäre. In der Ferne rüstete sich der Uhu mit dumpfem Ruf zur nächtlichen Jagd. Endlich unterschied Bell das Geräusch eilfertig einherschreitender Hufe. Rauschen und Knicken hindernder und zurückschnellender Zweige drang herüber. Dann noch eine halbe Minute, und auf die Lichtung ritt King Bob. In der unbestimmten Beleuchtung schien seine Gestalt noch mächtiger geworden zu sein. Man hätte ihn mit einem Recken vergleichen mögen, der von der sagenhaften wilden Jagd abgewichen, zur Erde gekommen, um die Sterblichen zu bedräuen. Bell hatte sich erhoben und ging ihm entgegen. King Bob entdeckte sie sofort. Einen eigentümlich gedämpften Jubelruf ausstoßend, spornte er sein Pferd, daß es sich aufbäumte und wild nach vorn stürmte. In drei, vier Sätzen trug es ihn neben Bell hin. Mit der Gewandtheit eines Jaguars schwang er sich aus dem Sattel. Die Büchse warf er zur Seite, und fast ebenso schnell hielt er Bell in seinen Armen.

„Bell, meine Bell,“ sprach er mit vor Innigkeit zitternder Stimme, während die Geliebte sich eng an seine breite Brust schmiegte, „wäre der Weg dreimal so lang gewesen, hätte er durch Feuer und Wasser geführt und müßte ich sofort wieder aufsitzen, um ihn ohne Rast zum andernmal zu reiten, so hätte ich keinen reicheren Lohn

finden können. Ich hab' dich gesehen und in meinen Armen gehalten; ich weiß, daß du im Tode wie im Leben zu mir stehst — da mag alles kommen, wie es will. Denn müßte ich mit Himmel und Hölle um dich ringen: du würdest schließlich dennoch die Meine."

„Ja, Bob, im Leben wie im Tode," wiederholte Bell ergriffen, „lieber an der Seite des stolzen Königs aller Vaqueros in der Erde, als neben einem König sitzen auf goldenem Thron. Denn du bist mein schöner, mein kühner und verwegener Bob; bei dir allein fühle ich mich gesichert gegen alle Unbilden. Und was die Leute von dir reden mögen: du bist und bleibst mein einziger Trost, mein einziges Hoffen und Glück."

„Laß sie reden," versetzte King Bob geringschätzig, „hör' ich's nicht, brauch' ich keinen zu strafen," und sie im Arm haltend, bewegte er sich auf die Hütte zu. „Was sie mir aber anhängen, will ich nicht wissen. Auch nenne keinen Namen, oder jeder Tropfen Gift, den sie in dein Blut flößen, kostet eines Mannes Leben — nicht doch, Bell, erschrecke nicht. Ich bin wohl rauh und wild, aber du bist meine Königin, die Königin aller Vaqueros zwischen hier und bis tief nach Neumexiko hinein; meine Königin, auf die ich höre und die nur mit den Augen zu winken braucht, um mich in ein Lamm zu verwandeln."

Sie waren vor dem Kaw eingetroffen. King Bob begrüßte ihn freundschaftlich. „Sorge für mein Pferd," sprach er zu ihm, „laß es aber unter dem Sattel und aufgezäumt. Trittst du ihm näher, rufe es mit „Billy Ho" an, oder es schlägt um sich, wie vom Teufel besessen. Da liegt auch meine Büchse, die nimm an dich und halte sie bereit. Man weiß oft nicht, wie schnell man in den Sattel muß. Naht Gefahr, dann gieb ein Zeichen. Wir sitzen da drüben auf dem Ufer," und den Arm um Bells Schultern legend, schritt er mit ihr davon.

Auf einer Stelle, wo der Fluß das gegen fünfzehn Fuß hohe Ufer bespülte, benutzten sie den grasigen Rand als Bank. Der Mond war eben aufgegangen. Die oberen Luftschichten erhellend, sandte er noch die Schatten der Waldmauer über sie hin. Ihnen zu Füßen gurgelte und sprudelte der zur Zeit seichte Fluß, indem er seinen Weg zwischen Wurzeln hindurch und um bloßgewaschenes Gestein herum suchte. Wie geheimnisvolles Raunen und Plaudern klang es, daß es mit den gedämpften Stimmen der jungen Leute gleichsam ineinander verschwamm.

„Du bist also bereit, mich zu begleiten?" fragte King Bob.

„Zu jeder Stunde, ob bei Tag oder Nacht," beteuerte Bell aus überströmendem Herzen. „Ich liebe meine Eltern und Brüder sicherlich, daß ich mein Leben für sie hingeben möchte, allein unglücklich fühle ich mich hier über alle Maßen. Dich immer wieder geschmäht zu hören, raubt mir den Verstand. Sehe ich in die Augen des Vaters, lese ich darinnen die bittersten Vorwürfe. Er ist unbarmherzig, hart wie die Steine da unten, die dem Wasser nicht nachgeben. Möchte die Mutter aber auch gern vermitteln, so wagt sie es doch nicht. Sage daher, wann du mich abholst, und freudig gehe ich mit dir bis ans Ende der Welt."

„Das Versprechen soll dir so oft gesegnet sein, wie da unten im Wasser sich Sterne spiegeln," versetzte King Bob sanft, wie ein gut geartetes Kind, „und am liebsten sagte ich jetzt: Sitze hinter mir auf. Denn der Billy trägt uns beide, und bevor die Sonne wieder über die Prairie leuchtete, wären wir weit von hier. Allein noch ist die Zeit nicht gekommen. Mit einer Anzahl Kameraden überwache ich an die sechstausend Rinder. Drei große Herden sind's. Die ließen wir von Neumexiko bis an den Arkansas herauf weiden. Unser Ziel liegt noch etwas weiter

nördlich und dann westlich. Da erwarten wir die Besitzer. Die gehen mit dem Plan um, die Hälfte der Tiere nach den Staaten oder nach Kalifornien zu treiben. Mit der anderen Hälfte und der Mehrzahl der Hirten kehre ich langsam an den Rio Grande zurück. Anfang September muß ich da sein. Vielleicht überwintern wir dort, um im Frühling auf der Gilastraße nach Kalifornien zu ziehen. Ich selbst gehe nicht mit. In Neumexiko besitze ich nämlich eine hübsche Weidefläche und einen ordentlichen Rancho. Das bezahlte ich mit zweitausend Dollars, die ich von dem jedesmal auf mich entfallenden Gewinnanteil ersparte. Nebenbei trieb ich etwas Viehhandel auf eigene Faust, und das Geschäft setzen wir fort, sobald wir unter unser eigenes Dach gezogen sind."

„Das mag lange dauern bis dahin," klagte Bell; „hielte die Hoffnung mich nicht aufrecht, müßte ich sterben."

„Nur noch einige Monate Geduld," tröstete King Bob, „kann ich doch nicht, wie ich wohl möchte. Nur einige Monate, und du sitzest so warm am eigenen Herd, daß deine Eltern gern mit dir tauschten und ihre Freude an dir haben."

„Ich kann's nicht glauben, Bob, das Glück wäre zu groß, und der Vater ist unerbittlich, er würde niemals seine Zustimmung erteilen."

„So geht es auch ohne sie, damit beruhige dich. Sollte es dir aber zu schwer hier werden, sollte man dich mitleidslos martern und quälen, daß du nicht mehr aus oder ein weißt, wohl gar dich zwingen wollen, einen anderen zu freien, dann flüchte getrost zu mir. Vielleicht begleitet dich Rabbit. Mit den Herden rücke ich allmählich näher, und befolgst du meinen Rat pünktlich, so kannst du mich nicht verfehlen. — Hier hast du meinen Kompaß," und er nestelte das einer Taschenuhr ähnliche Instrument von seinem Halse, „den bewahre und betrachte als deinen zu-

verlässigsten Freund. Als mir heute nachmittag die Zeit bis zum Wiedersehen zu langsam verstrich, überlegte ich alle möglichen Fälle genau. Dann ritzte ich mit dem Messer ein Merkmal auf den Rand des Dinges. Bei Licht wirst du es sofort entdecken. Drehst du es, daß die Nadel mit der Spitze gerade vor dem N steht, also gegen Mitternacht weist, so bezeichnet das Merkmal die Richtung, die du innezuhalten hast. Kommt also die Stunde, in der du keinen anderen Ausweg mehr weißt, dann sattle euer flinkstes Pferd, stecke Lebensmittel auf drei, vier Tage zu dir und reite auf die Prairie hinaus. Dort ist das Merkmal dein Wegweiser. Reite langsam oder schnell, weiche rechts oder links ab, wenn du Hindernissen begegnest, nur achte darauf, daß du stets wieder in die vorgeschriebene Richtung kommst, wobei Rabbit dir von großem Nutzen sein wird, und du kannst mich nicht verfehlen. Denn ob du eine halbe Tagereise zu weit gegen Morgen oder gegen Abend verschlagen wirst, macht keinen Unterschied. Die Herden weiden gesondert voneinander und erstrecken sich zuweilen über die Breite einer Tagereise hinaus, da mußt du auf die eine oder die andere stoßen; wirst sie auch schon aus der Ferne entdecken. Belästigen dich aber die Hirten — die sind nämlich mutwilliges Gesindel — dann zeige ihnen den Kompaß, und du wirst erstaunen, wie höflich und gefällig sie werden. Wir sind dann nicht weit vom Rio Grande, wo es Notare und Geistliche in Fülle giebt, die uns zusammensprechen können."

„Keines deiner Worte vergesse ich," erklärte Bell eifrig, und die letzte Spur von Bitterkeit war aus ihrem Wesen verschwunden, „und baue darauf: ist die Zeit zum Handeln da, lass' ich mich nicht säumig finden. Doch anderes beunruhigt mich noch. Die beiden Fremden, die heut bei uns ankehrten —"

„Ich sah sie,“ schaltete King Bob aufbrausend ein, „die nichtswürdigsten Schurken, die je mit dem Schweiß und Blut ihrer Mitmenschen sich mästeten.“

„Was du sagst, Bob, ist Wahrheit, und ich fürchte, der Tag ist nicht fern, an dem wir von unserer Farm vertrieben werden.“

„Das heißt, wenn ihr gutwillig geht. Denn begegnet ihr Gewalt mit Gewalt, da möchten die Sklavenmänner sich doch besinnen, ihre verräterischen Schädel zur Zielscheibe für eure Büchsen herzugeben,“ versetzte King Bob hohnlachend. „Verdammt!“ und seine Stimme erhielt einen eigentümlichen Ausdruck zügelloser Begeisterung, „dein Vater baut starke Palissadenzäune, ich gewahrte es aus der Ferne, und das verrät einen bedachtsamen Mann. Bei Gott, Bell, mit anderthalb Dutzend zuverlässigen Schützen hinter der Brustwehr zu stehen und den feilen Hunden gemächlich eine Kugel nach der anderen zuzuschicken, das müßte eine wahre Herzenslust sein —“

„Wozu ich deine Beihilfe am wenigsten gebrauche,“ ertönte hinter ihnen eine tiefe harte Stimme.

Beide sprangen auf, und vor ihnen stand Howitt. Von Argwohn erfüllt, war er nicht auf dem Pfade gekommen, den Rabbit bewachte, sondern auf einem Umwege aus entgegengesetzter Richtung. So behutsam war er auf dem Ufer hinter dem ihn bergenden Gebüsch einhergegangen, daß Arrowmaker sowohl wie die mit ganzer Seele in ihr ernstes Gespräch vertieften jungen Leute seine Nähe nicht eher ahnten, als bis er seine Stimme erhob.

Bell, von Entsetzen ergriffen, verharrte regungslos. Keinen Laut vermochte sie von sich zu geben, als sie des Vaters ansichtig wurde. Was sie fürchten, was sie hoffen sollte, wußte sie nicht. Wohl aber war sie im klaren darüber, daß zwei Männer einander gegenüberstanden, die, gleich starrköpfig und leidenschaftlich, gleich hoch ge-

wachsen und von gleichem trotzigen Vertrauen auf ihre Körperkraft erfüllt, das Aergste nicht als ausgeschlossen erscheinen ließen. King Bob, zwar ebenfalls erschrocken, gewann indessen alsbald seine Besonnenheit zurück, und die heftige Erregung niederkämpfend, erwiderte er in ehrerbietigem Tone:

„Das sollte mich nicht hindern, Daniel Howitt, wenn Not vorhanden wäre, Ihnen meine Arme und mein Blut zur Verfügung zu stellen und Ihnen eine Verstärkung zuzuführen, vor der Ihre verworfenen Feinde zusammenknickten wie die verbrannten Grasstoppeln auf der Prairie unter einem vollwichtigen Fuß.“

Howitt beachtete seine Erklärung nicht, sondern, sich Bell zukehrend, hob er mit erbarmungsloser Strenge an: „Das nennst du also einen Besuch beim alten Arrowmaker? Trotz meiner ernsten Warnung schämtest du dich nicht der Sünde, heimlich mit jemand zusammenzukommen, von dem du weißt, daß er meine Schwelle nicht überschreiten darf?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Thräne.

Humoreske von A. P. Borum.

Mit Illustrationen von R. Mahn.

1. (Nachdruck verboten.)

Im traulichen Speisesaale des Herrenhauses zu Rikow stand ein kleines Tischchen mit Gedecken für drei Personen, dazwischen blinkende Schüsseln mit kaltem Aufschnitt, Brot, Butter, Käse, Eiern und sonstigen Bedürfnissen eines guten Frühstücks, selbstverständlich auch eine Flasche goldgelben Weines, alles recht appetitlich und einladend.

Aber nur eine Person war anwesend, ein junger Mann in der Uniform eines Dragonerlieutenants, eine kurze gedrungene Gestalt, mit festem Nacken und etwas großem Kopfe. Mochte dieses der Träger wissen, oder waren es Rücksichten auf Bequemlichkeit, zumal jetzt im Hochsommer: er trug die blonden Haare ganz kurz verschnitten, auch der gleichfarbige Schnurrbart erfreute sich keines besonderen Wuchses und aus dem rötlich angehauchten, von Gesundheit und Frohmut zeugenden Gesicht strahlten zwei wasserblaue Augen vergnügt in die Welt.

Der Lieutenant der Reserve Adolf Knörzer ging mit sichtlicher Ungeduld im Zimmer auf und ab, dabei mit

sehnsüchtigen Blicken nach den lukullischen Herrlichkeiten schielend. Einen Moment blieb er im Vorübergehen am Tische stehen, zögerte einen Augenblick, dann stach er die Gabel in ein Stück saftigen Schinkens und stopfte es hastig in den Mund, seinen Spaziergang dabei wieder aufnehmend. Beim zweiten Gang folgte ein belegtes Butterbrot, beim dritten eine Kaviarsemmel, dann wieder ein Schinkenstück, und jedesmal trachtete der hungrige Herr durch geschicktes Auseinanderbreiten der auf den Platten verbliebenen Leckerbissen den Ausfall für das Auge unkenntlich zu machen. Nun wagte er sich gar an ein Glas Wein. Schon wollte er die edle Flüssigkeit in das Glas gießen, als er bedachte, daß dieses dann zum Verräter werden könnte; so setzte er die Flasche an den Mund, und in langem kräftigen Zuge gluckste er einen Teil des Inhalts herunter.

„Gott sei Dank! Wenigstens etwas restauriert. Das war nicht zum Aushalten!“ sprach er für sich. „Das Frühstück ist ja für mich hergerichtet, und ich habe keine Zeit mehr, auf die Damen zu warten.“

Er sah nach der Uhr.

„Schon halb Sieben, in drei Viertelstunden geht der Zug, der einzige Vormittagszug, der in dem Neste hält. Wenn ich den versäume, komme ich zu spät, versäume den Einrückungstermin, und am Ende marschiert das Regiment ohne mich zu den Manövern. Schöne Geschichte das!“

In seiner Angst schlang er noch geschwind einen Bissen herunter und fuhr mit der Hand über den Kopf, als wollte er durch das Reiben desselben seine Ungeduld bezeigen.

Sein Bursche trat ein. Er trug den kleinen Handkoffer seines Herrn in der Hand, den Mantel um den Leib und war ganz reisefertig.

„Herr Lieutenant, ich melde gehorsamst, der Wagen ist schon eingespannt.“

„Es ist auch die höchste Zeit. Hast du die Damen nicht gesehen, Johann?“

„Ich melde gehorsamst, ich habe die Damen gesehen.“

„Wo, wann?“

„Das gnädige Fräulein pflückt Blumen im Garten, hat schon so einen großen Buschen —“ Johann schlug mit der Hand einen Kreis, so groß wie ein Wagenrad.

„Ein Abschiedsstrauß für mich!“ seufzte der Offizier. „Was mache ich mit dem Gras?“

„Und die gnädige Frau ist in die Speisekammer gegangen,“ setzte der Diener hinzu.

„Herrgott! Es ist höchste Zeit, und am Ende muß ich abfahren, ohne diese schönen Sachen gehörig gewürdigt zu haben!“

Das leichte Rauschen eines Frauenkleides unterbrach diese Klage, und im Zimmer erschien eine behäbige Dame, deren ganzes Gehaben Würde und Güte atmete.

„Aber Herr Lieutenant!“ rief sie den ihr mit einer Verbeugung Entgegentretenden an. „Warum bedienen Sie sich nicht? Es ist ja wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren!“

„Wirklich nicht, gnädige Frau,“ stotterte er freudig, „aber ich glaubte — es ist — für drei gedeckt und —“

„So leiste ich Ihnen vorläufig Gesellschaft.“

Frau v. Berkow ließ sich nieder und freute sich an dem gesunden Appetit, mit welchem der junge Mann die Schätze ihres Haushaltes behandelte.

„Tilda wird gleich kommen und sich von ihrem Bräutigam verabschieden,“ sagte sie. „Das arme Kind ist ganz vergrämt.“

„Es dauert ja nur sechs Wochen,“ antwortete Knörzer, wacker kauend. „Dann bin ich wieder da.“

„Und dann wird die Hochzeit hier in Nikow gefeiert. Die Militärdienstzeit ist vorüber, und das so lange verwaiste Gut bekommt endlich einen Herrn.“

„Dolfi!" klagte in diesem Augenblicke eine zarte, helle Stimme vorwurfsvoll, „du kannst essen in dem Augenblick, wo du Abschied von deiner Tilda nehmen sollst?"

Adolf sprang auf, wischte in aller Eile mit der Ser-



viette über den Mund und ging seiner Braut entgegen, der er galant die Hand küßte.

„Aber Kind," schalt die Mutter, „laß ihn doch. Er muß lange mit der Bahn fahren und bekommt unterwegs ganz gewiß nichts Ordentliches, soll er denn dir zuliebe verhungern?"

„Ach, Dolfi, du bist so schrecklich prosaisch, so entsetzlich materiell, und ich liebe dich doch so sehr, ach, so unendlich! Wie werde ich es ohne dich aushalten sechs lange Wochen!“ Und das zarte, sentimentale Fräulein warf sich schluchzend an die Brust ihres Bräutigams.

„Dolfi! Was hast du Hartes in der Brusttasche? Meine Photographie?“

Der Offizier blickte verlegen zu Boden, als Fräulein Tilda eine Zigarettentasche aus seinem Rocke hervorzog.

„Dolfi, Dolfi, hast du mir nicht versprochen, dir das Rauchen abzugewöhnen?“

„Gewiß, teuerste Tilda! Aber das geht nicht auf einmal. Nach und nach. Ich rauche jetzt nur noch sechs Zigaretten täglich, früher mehr wie das Doppelte, und jede Woche wird eine abgelegt: in sechs Wochen, ganz gewiß in sechs Wochen habe ich mir das Rauchen ganz abgewöhnt!“

„Aber Tilda, gieb doch einmal Ruhe,“ mahnte die Mutter. „Ein Mann muß rauchen!“

„Meiner nicht.“

Die kleine Pause, die eingetreten war, benutzte Knörzer, um seinen Teller frisch zu beladen, jedoch unter dem Banne der traurig auf ihm ruhenden Augen seiner Braut konnte er nicht mehr so unbefangen genießen wie früher. Er seufzte.

Tilda ergriff seine Hand und drückte sie innig. „Nicht wahr, diese Trennung thut dir sehr leid?“

„Ungeheuer leid.“

„Du wirst mir täglich schreiben.“

Adolf nickte. „Natürlich.“

„Aber nicht herzlose Ansichts- oder andere Postkarten, sondern wirkliche, wahrhafte Briefe.“

„Wirkliche, wahrhafte Briefe.“

„Mindestens vier Seiten lang.“

„Vier Seiten!“ Knörzer erschauerte leise.

„Sonst weine ich und zweifle an deiner Liebe.“

„Aber ich liebe dich auch ohne das und werde immer an dich denken; wie nahe ist mir oft das Weinen, wenn ich fern von dir weilen muß!“ beteuerte er.

„Jetzt gieb endlich Ruhe, Tilde,“ schalt die Mutter. „Glaubst du, ein Offizier hat während der Manöver Zeit, vier Seiten lange Briefe zu schreiben?“

„O, wenn man wahrhaft liebt — gewiß!“

Johann trat wieder ein, in der Hand ein Paket mit Reiseproviant, den auf Befehl der fürsorglichen Hausfrau die Köchin eingepackt hatte, und meldete mit schnarrender Stimme, daß es bereits höchste Zeit sei, abzufahren.

Jetzt erschien auch der alte Gärtner Jakob an der Schwelle, einen riesigen Blumenstrauß in der Hand, welchen er schmunzelnd dem Fräulein überreichte, die ihn hold verschämt und zutraulich ihrem Bräutigam gab.

„Selbst gepflückt, mein Dolfi! Mögen diese holden Kinder Floras dich stets an deine Braut erinnern. Bewahre sie treu.“

„Ich werde sie stets am Herzen tragen,“ beteuerte Knörzer, und Fräulein Tilda, zufrieden mit dieser pathetisch gesprochenen Phrase, bedachte nicht die Unmöglichkeit derselben, sondern umschlang den Scheidenden und küßte ihn immer aufs neue, bis die Mutter mit sanfter Gewalt ihn ihren Armen entriß und aus dem Zimmer drängte.

Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, und die prächtigen Orlows griffen im schlanken Trabe aus.

2.

Die Vorbereitungen zu einer Hochzeit im Hause nehmen viel Zeit in Anspruch und erfordern Sorgen und Mühe genug; Tilda und ihre Mutter hatten alle Hände

voll zu thun und mußten sogar auf einige Tage nach der etwa drei Stunden entfernten Provinzialhauptstadt reisen, um noch notwendige Einkäufe zu besorgen und mit ihrem Rechtsfreunde Rücksprache zu pflegen.

Adolf Knörzer hatte sein Wort nicht buchstäblich gehalten; es kam zwar fast alle Tage ein Brief, aber er war niemals vier Seiten lang, und die Buchstaben waren so ungeheuer groß, die Zeilen so auseinander gezogen, daß man den Inhalt auch bequem auf eine Blattseite hätte bringen können.

Tilda rümpfte das Näschen, aber sie freute sich doch und labte sich an diesen Liebesbeweisen ihres prosaischen Bräutigams.

Dann begann Knörzer zu pausieren, und es kam nur jeden zweiten Tag ein Brief, und das gerade zur Zeit, als die beiden Damen in die Stadt mußten. Selbstverständlich hatte Tilda den Befehl zurückgelassen, ihr alle Briefe in den Gasthof nachzusenden, in dem die Damen gewöhnlich zu wohnen pflegten.

Eben waren sie dort in einer höchst wichtigen Auswahl von vorgelegten Mustern begriffen, als der Kellner einen Brief abgab.

„Von Dolfi!“ schrie Tilda auf. „Aber was ist das? Poststempel Nikow?“

„Gieb her!“ sagte die Mutter in einem jeden Widerspruch abschneidenden Tone und nahm dem Mädchen das Schreiben ab. „Wie kommt Knörzer denn wieder nach Nikow?“

Bedächtig nahm sie die Brille aus dem Futteral, rückte sie noch bedächtiger zurecht und begann das Papier langsam auseinander zu falten, während Tilda, vor Ungeduld auf den Fußspitzen stehend, ihr über die Achseln zu lesen suchte.

„Der Brief ist an mich gerichtet. Warte!“ sagte die

Mutter verweisend und studierte erst den diesmal ziemlich umfassenden Inhalt, ehe sie ihn der vor Neugierde fast vergehenden Tochter reichte.

Diese las laut:

„Hochverehrte gnädige Frau! Bald teure Mama! Wie ich schon in vorhergehenden Briefen angedeutet habe, hat sich das heurige Manöver dicht an unser geliebtes Nikow herangezogen, und ich hoffte schon an einem Rasttage die Herrschaften überraschen zu können. Es kam noch besser. Eine ganz unvorhergesehene Disposition der Manöveroberleitung brachte mein Regiment ganz in die Nähe des Ortes, und ein Teil meiner Schwadron ist sogar darinnen einquartiert. Wir dürften sechs bis acht Tage dableiben. Mein Oberst hat gestattet, daß ich mein Quartier im Herrenhause aufschlage.

Und nun die traurige Ueberraschung! Ich finde das liebe Nest leer; Mama und meine teure, angebetete Tilda ausgeflogen, am Ende gar auf so lange, als ich da in dem leeren Paradiese weilen darf. Schrecklich!

Glauben Sie mir, beinahe bis zum Weinen hat mich diese Befürchtung gebracht. Wie habe ich mich gefreut, Ihnen die gütigen Hände zu küssen und mein Bräutchen zu umarmen! Wie schön habe ich es mir vorgestellt, wie mir die Ueberraschung ausgemalt, wenn ich so ganz unvermutet hoch zu Roß an der Spitze meiner Dragoner — nebenbei gesagt ist der Hof mit zwanzig wackeren Burschen belegt — hereingeritten käme und mit froh erstauntem Ruf mir jene entgegengetreten wären, die ich über alles liebe. Es hat nicht sollen sein!

Ich bewohne mein gewöhnliches Zimmerchen mit der Aussicht in den Hof. Vom Schreibtisch her lächelt mir das liebe herzige Gesichtchen Tildas zu, während ich dieses schreibe; mir aber quellen heiße Thränen in die Augen über die getäuschte süße Hoffnung.

Ach, warum ist sie nicht da!

Ich bitte mein Tildchen noch sehr um Verzeihung, daß ich nicht jeden Tag einen langen Brief gesendet habe. Es ist wirklich nicht möglich bei diesen anstrengenden Manövern. Abgesehen von der bedeutenden körperlichen Inanspruchnahme ist der Dienst so zeitausfüllend, und die kameradschaftlichen Pflichten sind so anspruchsvoll, daß man kaum ein freies Stündchen für sich hat. Aber ich halte dann jeden Tag für verloren, an dem ich verhindert bin, wenn auch nur schriftlich, mit meinem Tildchen Grüße zu wechseln. Millionen Grüße und Küsse.

Adolf."

Während der Lektüre dieses Briefes war Tilda weich geworden, und innige Thränen verschleierten ihre Aeuglein.

„Der arme, der gute Dolfi! Wie herzig er schreibt! Wie lieb er mich hat! Warum mußten wir gerade jetzt verreisen!"

Die Mutter zuckte die Achseln. „War's vorauszusehen?"

„Schau nur, Mama, geweint hat er sogar aus Sehnsucht nach mir."

„Hm, das sind Phrasen, die man so leichthin niederschreibt. Das Papier ist geduldig. Adolf und weinen! Das kann ich mir gar nicht zusammenreimen. Schließlich bin ich auch froh, daß es so ist, daß er ein guter, verständiger Junge ist, wenn auch etwas hausbacken. Das könnte eine schöne Ehe werden, wenn du so leicht zu Rührende auch noch einen sentimentalen Mann bekämst."

„Ach Mama, du sprichst immer so häßlich von mir und Dolfi. Und er hat dennoch um mich geweint. Da sieh her! Deutliche Spuren von Thränen!"

Triumphierend wies Tilda auf einige verwischte Buchstaben, die sich gerade an solchen Stellen befanden, die ganz unmerkliche kreisförmige Flecken aufwiesen, als ob

dort ein Tropfen einer Flüssigkeit hingefallen sei und die Tinte verwischt habe.

Achselzuckend betrachtete die praktische Frau die ver-



dächtigen Stellen, hielt das Papier nahe an das Gesicht und gab es dann der Tochter wieder zurück.

„Einen eigenen Duft hat aber dieser Brief," spöttelte sie, „das riecht wie türkischer Tabak! Der junge Herr hat wohl, während er — geweint hat, fleißig Zigaretten

dazu geraucht. Nun, das kann er ja jetzt nach Willkür thun, ohne Sorge vor Vorwürfen und Schmollen."

„Jetzt nur noch vier Stück täglich, Mama! Denke an sein Versprechen!"

„Schon gut." . . .

Beide Damen machten sich wieder an die Auswahl der Stoffe und Muster; Tilda mit offenbarer Unlust; ihre Gedanken waren gar nicht bei der Sache. Plötzlich warf sie sich der Mutter an die Brust und herzte und küßte die alte Dame, die sich willig den Liebkosungen ihrer verwöhnten Tochter überließ.

„Eine Bitte, Mama, eine große Bitte!"

„Weiß schon, Kind! Weiß schon! Sehe es in deinen Augen. Wir kommen also nächste Woche zu den weiteren Besorgungen wieder heraus und gehen heute zurück nach Nikow."

„Ach liebe, herzensgute Mama!"

„Schelle nur nach dem Kellner, er soll die Rechnung machen, und wenn wir uns ordentlich beeilen, so kommen wir noch zum Zuge zurecht und sind gegen drei Uhr in unserem Nikow. Eine Ueberraschung soll es doch werden!"

„Ach ja, ja, Herzensmamachen. Das wird eine Freude sein!"

3.

Vom Bahnhofe in Nikow nach dem Herrenhause war es nicht weit. Die beiden Damen machten den Weg zu Fuß, wie schon öfters; ohnehin stand kein Fuhrwerk für sie zur Verfügung, da sie absichtlich ihre Ankunft nicht vorher angezeigt hatten.

In der nachmittägigen Sommerhitze lag das Dorf und Gut wie ausgestorben; die Landleute, Knechte und Mägde waren auf den Feldern, die einquartierten Dragoner noch bei dem Tagesmanöver, kein Mensch war zu sehen. Ganz unbemerkt kamen die Damen bei der Gartenpforte an, und

selbst der alte Jakob mußte geschlafen haben, denn erst auf wiederholtes Läuten kam er, um zu öffnen. Er war völlig überrascht.

„Die gnädigen Herrschaften!" stotterte er.

„Pst, Jakob!" raunte ihm das Fräulein zu, „wir gehen ganz unauffällig in das Haus. Niemand etwas sagen! Es soll eine Ueberraschung sein. Verstehen Sie?"

Jakob legte den Finger an die Lippen und schmunzelte bedeutsam. „Hm, und ob ich's verstehe!"

Mutter und Tochter trieb die begreifliche Neugierde, nachzusehen, wie für ihren lieben Gast in Abwesenheit der Hausfrau gesorgt war. Man sah deutlich auf den ersten Blick, daß sich der Mangel einer waltenden weiblichen Hand fühlbar machte und das nette Herrenzimmer der Sorge eines Offiziersburschen anvertraut war. Die Fenstervorhänge waren ungeordnet, die Teppiche verschoben mit aufgebogenen Ecken, das frühverlassene Bett nur leichthin aufgemacht, und Boden und Teppich mit deutlichen Spuren von weißer Asche bedeckt, welche, wie Tilda kleinlaut zugeben mußte, von Zigaretten stammte, wofür die zahlreichen umherliegenden Mundstücke deutlich genug sprachen.

Das waren Riesengreuel in ihren Augen.

Noch konnten die Befehle und Anordnungen, diese zu beseitigen, nicht gegeben werden, als eine schmetternde Fanfare ertönte, und ein Zug bestaubter, abgemüdeter Dragoner in den Gutshof einritt, voran, im Sattel beinahe vor Ermüdung und Hitze eingenickt, der Lieutenant.

Die Reiter stiegen lahm aus den Sätteln und schleppten die matten, durstigen Gäule an langen Zügeln in die heuduftenden Ställe, um zuerst das treue Tier zu warten und zu füttern, ehe der Mensch an seine Bequemlichkeit denken durfte. Auch der Lieutenant Knörzer kletterte an seinem starkknochigen Dienstgaul bedächtig und langsam

herunter, sichtlich froh, des Tages Last und Mühe hinter sich zu haben.

Dann nahm er den schweren Helm vom Haupte, pustete sich ein paarmal wie ein Dampfventil aus und fuhr der lieben Gewohnheit gemäß über den fast kahl geschorenen verschwitzten Schädel und das mit einer Staubkruste bedeckte Gesicht.

Nun war auch Johann bei seinem Herrn erschienen und hielt diesem eine Bierflasche und ein Trinkglas entgegen.

Adolf übersah das letztere geringschätzig, setzte ohne weiteres die Flasche an die trockenen Lippen und schüttete ohne abzusetzen den Inhalt in die ausgedörrte Kehle.

Die Damen hatten diese Vorgänge, hinter der Fenstergardine des Herrenzimmers verborgen, beobachtet: Tilda mit gesenkten Mundwinkeln, die Mutter höchlich belustigt; als sie aber die polternden Tritte des Offiziers und seines Dieners sich dem Zimmer nähern hörten, wollten sie vorerst in das anstoßende Gemach ausweichen, dessen Glasthür durch einen schweren Vorhang verdeckt war.

Aber, o Schreck! diese Thür war von außen geschlossen, und durch den Haupteingang kam eben Adolf herein.

Instinktiv blieben Mutter und Tochter in der breiten Thürfüllung versteckt, welche sich zwischen der Glasthür und dem schweren Vorhang befand, und waren so notgedrungen unfreiwillige Zeugen der folgenden Vorgänge.

Der Dragoneroffizier warf sich mit solcher Wucht in einen Sessel, daß die Federn desselben krachten, und hielt seine Füße weit von sich gestreckt, damit Johann ihm die spornbewehrten, verstaubten Reiterstiefel ausziehe. Der Diener rüstete sich zu dem Werke, indem er herzhaft in die Handflächen spuckte, und bemühte sich dann, die rindsledernen Hüllen von den Beinen seines Herrn durch Reißen und Zerren abzulösen.

Ein Aechzen und Stöhnen einerseits — ein schmerzhaftes Knurren andererseits bewiesen, daß die Arbeit keine leichte sei.

„Johann, du bist heute wieder ein gottserbärmliches Schaf," schimpfte der gemarterte Offizier. „Nicht einmal zum Stiefelausziehen zu gebrauchen! Loslassen oder ich kriege den Wadenkrampf!"

Eine energische Bewegung des Offiziers ließ den bestürzten Diener einen Schritt zurücktaumeln; darauf wendete sich Knörzer mit einem Ruck samt dem Sessel der Bettstelle zu, legte den bespornten Absatzteil des bestiefelten Fußes auf die schön ausgeschnitzte Kante und begann unter allen möglichen Kraftworten zu schieben, zu ziehen und zu reißen, bis der Widerstand plötzlich überwunden war, und der Stiefel in hohem Bogen gegen die Wand flog.

Darauf folgte dieselbe Prozedur mit dem anderen Stiefel.

Jetzt riß der Lieutenant seinen Waffenrock auf, und voll Vergnügen, daß die Luft, die durch das offene Fenster strömte, ihm die heiße Brust angenehm kühlte, blies er ein paarmal hörbar aus vollen Backen.

„Hör nun genau, was ich dir sage, Johann. Erstens: du bringst mir einen Kübel mit Wasser, recht kalt und frisch vom Brunnen; will mir einmal den Staub gründlich abwaschen und den heißen Adam abkühlen. — Zweitens: ich werde mich niederlegen und ein kleines Erholungsschläfchen machen. Vor zwei Stunden darf mich niemand stören. Verstanden? — Drittens: essen mag ich vorläufig nicht, habe ohnehin scharf gefrühstückt. Also melde das in der Küche. — Viertens: abtreten, ich brauche dich nicht mehr."

Johann aber blieb stehen und krabbelte verlegen mit den Fingern an den Hosennähten.

„Nun, hast du mich nicht verstanden? Was stehst du noch da?"

„Ich melde gehorsamst, Herr Lieutenant,“ versetzte der Diener, „daß der Herr Lieutenant befohlen haben, ihn zu erinnern, daß der Herr Lieutenant gleich jetzt noch



einen Brief an das gnädige Fräulein schreiben müssen, sonst kommt er heute nicht mehr auf die Post.“

Diese Anrede wirkte auf den ruhebedürftigen Offizier sehr niederschlagend.

„Sapperlot, ja ... Wir müssen schreiben. Du hast recht, Johann," sagte er. „Will mich gleich hinsetzen und die schwere Arbeit thun, sonst giebt es Vorwürfe und Schmollen. Hole derweilen nur das Wasser."

Als sich der Bursche entfernt hatte, setzte sich Knörzer vor den Schreibtisch, zog seufzend und brummend ein Blatt Papier aus dem Pulte, tunkte bedächtig die Feder ein und, um seine Gedanken zu sammeln, stützte er das müde Haupt in die linke Hand und blickte auf die Photographie seiner Braut, die vor ihm über dem Schreibtische hing.

„Tildchen, liebstes, herzigstes aller Menschenkinder!" redete er sein stummes Gegenüber an; „wahrhaftig, ich habe dich zum Fressen gerne und kann den Hochzeitstag kaum mehr erwarten. Aber wenn du wüßtest, wie du mich mit deinen sentimentalen Grillen marterst, mich mit dem ewigen Briefschreiben quälst, du würdest es dir doch überlegen. Glaubst du, daß ich dich weniger liebe, wenn ich es nicht täglich schwarz auf weiß mit der dummen Tinte hinschmiere? Aber du willst es, süßes Kind! Dein Wille geschehe. Also vorwärts!"

Dann zündete er sich eine Zigarette an, und während er sich in den wohlduftenden Qualm hüllte, begann er, sich halblaut selbst diktierend, zu schreiben:

„Thränen netzen dieses Blatt, das Deine kleine Hand bald halten soll. —

Gut! Nicht schlecht, der Anfang ist poetisch, aber wenn ich schreibe: Thränen netzen dieses Blatt, so muß nach bewährter Methode auch ihre Spur zu sehen sein."

Er tupfte bedächtig den Zeigefinger auf die Zunge und brachte mit großer Geschicklichkeit die schwache Spur von Flüssigkeit auf das Blatt, wobei einige der noch feuchten Buchstaben leicht verwischt erschienen*).

*) Siehe das Titelbild.

Ein leiser Weheruf, den ein nicht zu unterdrückendes Lachen begleitete, schreckte ihn von seiner Arbeit auf. Sich rasch umwendend, sah er Braut und künftige Schwiegermutter vor sich, erstere schmollend und Thränen in den Augen, das Köpfchen trotzig abwendend; letztere konnte sich vor Lachen kaum fassen.

Knörzer aber stand vor beiden, das Bild eines ertappten, fassungslosen Verbrechers, und starrte mit großen Augen bald die eine, bald die andere der Damen an. Tilda brach zuerst das Schweigen. „Sie können sich Ihre weiteren Briefe ersparen, mein Herr,“ stieß sie mit bebenden Lippen hervor. „Sie — Sie — Ungeheuer — Sie Verräter!“

Und dann brach sie in Schluchzen aus.

„Aber Tilda!“ riefen in einem Atem Mutter und Bräutigam aus, und die eine ergriff Tildas rechten, der andere den linken Arm des Mädchens, das sich durch die Thür flüchten wollte.

Tilda wehrte heftig ab, riß sich los und stürmte davon zur Thür, als diese im gleichen Augenblick von außen mit dem Fuße geöffnet wurde und Johann eintrat. Mit beiden Händen hielt er ein volles Wasserschaff vor dem Leib, gegen das Tilda anlief, so daß der Bursche es voller Schreck fallen ließ und das Wasser sich wie eine entfesselte Flut durch das Zimmer ergoß.

Das lenkte die Gedanken in ganz andere Bahnen. Alle flüchteten unwillkürlich, und die Frau Mama ergriff den Vorteil des Zwischenfalles und meinte: „Der Herr Lieutenant ist gewiß müde und wird sich ausruhen wollen. In zwei Stunden — hoffentlich genügt das — erwarten wir Sie, lieber Adolf, im Gartenhäuschen zum Kaffee.“

Dem Ratlosen tröstend und vertraulich zunickend, ging sie vorsichtig durch das flutende Meer hinaus, gefolgt von

Tilda, die unmutig die versöhnungsuchende Hand Adolfs abgewiesen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später saßen im Gartenhäuschen drei frohe Menschen und lachten herzlich über das Abenteuer. Die Versöhnung war eine völlige, durch die praktische Mutter diplomatisch durchgeführt, und beide Teile kamen ihren Bemühungen recht gerne entgegen.

Als fünf Jahre später der Schreiber dieser wahrhaftigen Geschichte — und nebenbei gesagt ein Waffengefährte Knörzers, sowie Brautführer bei dessen Hochzeit — in Nikow einen Besuch machte, da war Frau Tilda Knörzer ein kleines kugelrundes Weibchen geworden, die mit einem klirrenden Schlüsselbunde am Gürtel sorgsam und prosaisch im Herrenhause wirtschaftete, so daß die Frau Mutter sich in Pension gesetzt fühlte. Zwei allerliebste Rangen folgten der jungen glücklichen Mutter auf Schritt und Tritt.

Und kehrt Dolfi — ein gemütliches Haus, den Schädel trägt er noch immer kahlgeschoren — vom Felde oder der Jagd oder der Stadt oder von einem trinklustigen Nachbar zurück, so findet er im Winter ein wohlig warmes Zimmer, im Sommer ein kühles Bad; er hat sein Schläfchen nach dem Essen und kann rauchen, soviel er will. Seine Tilda dreht ihm sogar eigenhändig die Zigaretten, stellt ihm aber auch jedesmal einen Aschenbecher zurecht, und Adolf benutzt ihn.

Auch trinkt er sein Bier nicht mehr direkt aus der Flasche, und seine Stiefel schleudert er nicht mehr an die Wand. Die Ehe wirkt eben doch erzieherisch auf ein rohes Mannesgemüt ein.

Freilich, Briefe mit Thränenspuren schreibt er auch nicht mehr.

Allerlei Briefträger.

Poststudien eines Globetrotters. Von **E. Koller.**

Mit 21 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man zu seinem Vergnügen die Welt durchreist, so erkennt man erst, was Eisenbahnen, Dampfschiffe und Postwesen für schöne Dinge sind. Die ersteren führen uns mit früher ungeahnter Schnelligkeit von Land zu Land, die letztere Einrichtung sorgt dafür, daß wir auch in der Ferne der Nachrichten von daheim nicht entbehren. Und was für Fortschritte sind in dieser Beziehung in unserer Zeit gemacht worden! Erst 1874 wurde durch den deutschen Generalpostmeister Heinrich v. Stephan der Weltpostverein gegründet, und heute umfaßt diese an Umfang und Bedeutung stets wachsende Verkehrsgemeinschaft fast alle Völker der Erde und erstreckt ihre gesittungfördernde Thätigkeit in die entlegensten Gebiete, ja sogar in Wildnisse, zu denen noch keine gebahnten Wege führen und die nur mit Hilfe ortskundiger Eingeborener zugänglich sind.

Man hat also auf Reisen Gelegenheit, gar mannigfache Arten von Briefträgern kennen zu lernen, die, obschon sie alle demselben Zwecke dienen, dennoch in ihrer äußeren Erscheinung je nach dem Lande, der Rasse, dem Klima und

der Kultur voneinander verschieden sind. Haben wir im ersten Bande dieses Jahrgangs den Lesern die Polizisten verschiedener Länder vor Augen geführt, so wollen wir heute einmal eine Galerie von Briefträgern geben.



Schweden.
Nach einer Photographie von Rosen, Stockholm.

Mit dem Norden Europas beginnend, begegnen wir zuerst der stattlichen Gestalt des schwedischen Briefträgers, eines würdigen Vertreters des kräftigen germanisch-skandinavischen Volksstammes, und daneben dem schmucken

Norweger in seiner erst kürzlich neu eingeführten dunkelgrünen Uniform mit versilberten Litzen und Posthörnchen und der Nationalkokarde an der Mütze.

Der finnländische Briefträger in seinen hohen Lederstiefeln, seinem langen, warmen Rock und seiner eng anliegenden Pelzmütze erinnert uns an das strenge Klima seiner nordischen Heimat. Die Verschiedenheit der hauptsächlich aus Finnen, Schweden und Russen bestehenden Bevölkerung bringt es mit sich, daß an die dortigen Briefträger in Bezug auf Sprachkenntnisse weit höhere Anforderungen gestellt werden als anderswo, und in der That trifft man deren manche, die sowohl die Volkssprache (Finnisch) als auch die der gebildeten Stände (Schwedisch) und die obligatorische Schulsprache (Russisch) reden.



Norwegen.
Nach einer Photographie von H. Ingeberg, Christiania.

Auch die dänischen Briefträger, die sich durch Höflichkeit und Zuverlässigkeit auszeichnen, machen einen sehr günstigen Eindruck. Wie in einigen anderen Staaten besteht auch in Dänemark für die Postbeamten das System der Gehaltsklassen und der Alterszulagen. Das Gehalt schwankt zwischen 800 und 1400 Kronen (900 und 1575 Mark);

die Zulagen im Betrage von 50 Kronen werden alle fünf Jahre, jedoch nur bis zum Höchstbetrage von 200 Kronen für zwanzig Jahre, gewährt.

Holland mit seinen ausgedehnten Handelsbeziehungen



Finnland.
Nach einer Photographie von D. Nyblin.

hat einen sehr lebhaften Postverkehr, was schon aus der Thatsache hervorgeht, daß die dortige Post alljährlich 60 Millionen Briefe befördert.

Unser Bild stellt einen Amsterdamer Briefträger auf seinem Dienstgange dar.

Großbritannien kann sich rühmen, unter seinen Postboten einen Dichter, Edward Capern, den „Briefträgerpoeten von Bideford", zu besitzen, dessen Werke im Druck



Dänemark.
Nach einer Photographie von H. Pach, Kopenhagen.

erschienen sind und die wohlwollende Anerkennung der litterarischen Größen seiner Heimat, Dickens, Kingsley, Tennyson und anderer gefunden haben. Statt eines englischen Briefträgers bieten wir unseren Lesern das Bild der ältesten Postmeisterin Schottlands, der Frau Brown in

Auchmithie. Als Ehefrau des Lehrers dieses schottischen Dorfes wurde sie bald nach der Einführung des Pennyportos im Jahre 1840 zur Postmeisterin daselbst ernannt, welche Stelle sie auch jetzt noch in ihrem 93. Lebensjahre bekleidet. Sie versieht ihren Dienst regelmäßig und eifrig



Amsterdam.
Nach einer Photographie.

und sagt jedem, der es hören will, in ihrem schottischen Dialekte: „Ich möchte ihn nicht missen, solange ich noch umherwatscheln kann."

Der im nächsten Bilde dargestellte Berner Postbeamte, gehört zu einer stets gern gesehenen Menschengattung, deren Kommen man oft mit großer Spannung erwartet, nämlich

derjenigen der Geldbriefträger. Er trägt die Winteruniform, hellgraue Beinkleider und dunkelblauen Rock, der im Sommer durch eine leichte graue Bluse ersetzt wird. Da die Schweiz vier Landessprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch und Ro-



Frau Brown, Postmeisterin, 93 Jahre alt.
Nach einer Photographie von John R. Mc Lean, Arbroath, N B.

manisch) hat, so wird bei der Anstellung der Briefträger darauf gesehen, daß sie die Sprache des Landesteiles kennen, in welchem sie ihren Dienst zu verrichten haben; ferner müssen sie allgemeine Volksschulbildung besitzen und, namentlich für den Landdienst, von kräftigem Körperbau und

gut zu Fuß sein, da sie in den gebirgigen Gegenden oft sehr beschwerliche Dienstgänge zu machen haben.

Der römische Briefträger hat bei der italienischen Sommerhitze auch keinen leichten Dienst. Seine Uniform



Schweizerischer Briefträger in Bern.
Nach einer Photographie.

ist nicht so schmuck, wie die seiner Amtsgenossen in manchen anderen Ländern, auch bezieht er bei achtstündiger täglicher Dienstzeit ein sehr bescheidenes Gehalt und bekommt sehr selten ein Trinkgeld, es sei denn, daß ein Fremder es ihm spendet. Sein Einkommen beläuft sich auf 60 bis 70 Franken monatlich.

Die Wiener Briefträger, wie diejenigen anderer Großstädte, haben namentlich dadurch einen anstrengenden Dienst, daß sie in den großen, vielstöckigen Häusern viele Treppen



Rom.
Nach einer Photographie von J. B. Trewholla, Rom.



Wien.
Nach einer Photographie von S Bloch in Wien.

steigen müssen. Sie beziehen 400 bis 600 Gulden Jahresgehalt und sind pensionsberechtigt.

Daß auch an der unteren Donau dem Fortschritte gehuldigt wird, zeigt das Bild des rumänischen Briefträgers,

der sich behufs schnellerer Beförderung des Fahrrades bedient, welche Neuerung auch in Bulgarien für Telegraphenboten eingeführt ist. Rumänien mit seinen 5,800,000 Einwohnern



Rumänien.
Nach einer Photographie von S. Korn, Bukarest.

hat einen bedeutenden Postverkehr. Im Jahre 1895 wurden durch die 3216 Postämter des Landes 12,169,815 Briefe, 7,742,215 Postkarten und 23,438,805 Zeitungen, Pakete und sonstige Sendungen befördert.

Weniger eilig haben es die Briefträger des Fürstentums **Montenegro**, das nur neun Postämter besitzt und nur drei- oder viermal wöchentlich eine Post in seiner Hafenstadt Cattaro empfängt, von wo sie nach der Hauptstadt Cetinje befördert wird.

Das türkische Postwesen gar entspricht bei weitem nicht



Montenegro.
Nach einer Photographie.

den Anforderungen unserer Zeit, weshalb einige Großmächte eigene Postämter in Konstantinopel und anderen Städten des Landes unterhalten. Nach Privatmitteilungen aus der Türkei kommt es in der Provinz vor, daß Postsäcke wochenlang auf einem Postamte liegen bleiben, bis der Ortsrichter es für gut findet, sie dem zu übergeben, der sie um den billigsten Lohn innerhalb einer gegebenen Zeit an ihren Bestimmungsort zu bringen verspricht. Diese Gelegenheitsbriefträger sind meistens Bergbewohner, die es

mit der Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung nicht so genau nehmen, und denen es auf eine weitere Verzögerung von einigen Tagen nicht ankommt. Falls der



Konstantinopel.
Nach einer Photographie von Baker & Edwards, Konstantinopel.

Empfänger nicht ausfindig gemacht werden kann, so wird der Brief nicht an den Absender zurückgeschickt, wie in anderen Ländern des Weltpostvereins, sondern einfach zurückbehalten. Die türkischen Briefträger sind schlecht bezahlt

und deshalb für Trinkgelder sehr empfänglich. Infolgedessen sehen sich Privatpersonen und Geschäftshäuser, die viele Postsendungen erhalten, behufs Erzielung einer raschen



Calcutta.
Nach einer Photographie von Bourne & Stephen, Calcutta.

Ablieferung derselben veranlaßt, den Post- und Telegraphenbeamten reichliche Geldgeschenke zukommen zu lassen. „Wir in Konstantinopel," schreibt ein dortiger Geschäftsmann,

„bezahlen mehr als das Brief- und Paketporto, und mehr als den Telegrammtarif.“ Unter solchen Umständen kann der in unserem Bilde dargestellte Konstantinopeler Briefträger, der schon siebenunddreißig Dienstjahre hinter sich hat, sich einen schönen Nebenverdienst erworben haben!



Japan.
Nach einer Photographie.

Setzen wir unsere Rundreise von Europa nach Asien hinüber fort, so treffen wir am Südabhange des Kaukasusgebirges eine ganz eigene Art Briefträger, nämlich Hunde. Ein Bergbewohner, der einen Brief erwartet, schickt seinen treuen Hund unter der Obhut eines gerade zu Thal gehenden Bekannten in die Ebene hinunter, wo die für den Besitzer angekommenen Briefe in eine am Halsbande des

Hundes befindliche Tasche gelegt und von letzterem sofort nach Hause getragen werden.

In Britisch-Indien wird die Beförderung der Post lokalen Transportgesellschaften und deren Agenten anvertraut. In den wilden, wenig bewohnten Gegenden südlich von Bombay und in Nepal senden die Postunternehmer wegekundige Bauern mit den Postsäcken durch das unter dem Namen Dschangel bekannte, aus niedrigem Buschwerk, Gesträuch und Schilf bestehende Dickicht nach der nächsten Station. Wird ihr Lauf durch angeschwollene



Sydney (Australien), Briefträger in Vorstadtuniform. Nach einer Photographie.

Bergbäche gehemmt, so spannen sie ein Seil von einem Ufer zum anderen, vermittelst dessen die Postsäcke von jenseitigen Eilboten hinübergezogen und alsdann weitergetragen werden.

Eine eigentümliche Art der Postbeförderung besteht noch bei den Eingeborenen der Koromandelküste. Die wasserdichten Postsäcke werden in flache, schmale Boote gelegt,

auf denen der Postillon rittlings sitzt. Dabei kann es vorkommen, daß er durch die Wellen heruntergespült wird und dann Gefahr läuft, von den Haifischen verschlungen zu werden; in den meisten Fällen jedoch erreichen die so be-



San Salvador.
Nach einer Photographie.

förderten Sendungen ohne Unfall ihren Bestimmungsort. In den übrigen Teilen Indiens ist der Postdienst nach englischem Vorbild, natürlich mit der nötigen Anpassung an die verschiedenen Verhältnisse des Landes, eingerichtet. Die Eilboten tragen eine Art Uniform mit rotem Turban und Ledergürtel.

In China werden Staatsschreiben durch besondere Kuriere, häufig mit militärischer Bedeckung, befördert. Für die Privatpost bestehen zwei Gesellschaften, von denen die eine, die „lokale", mehr nur eine Stadtpost, die andere, die „allgemeine", eine Landespost ist, die den Briefverkehr im ganzen chinesischen Reiche vermittelt. Da China kein eigenes Staatspostwesen besitzt, so sind von Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Japan in verschiedenen Hafenstädten eigene Postanstalten errichtet worden.



Antigua.
Nach einer Photographie von J. Anjo, Antigua.

Am langsamsten geht wohl die Briefbeförderung im Königreich Korea vor sich, da sie in der Regel durch mit Ochsen bespannte Karren besorgt wird. Um so rascher schreitet Japan auf der Bahn moderner Kultur vorwärts. Die Beförderung der Sendungen geschieht auf dem Lande oft durch schnell laufende und zu-

verläſſige Kulis, die auf den Schultern eine lange Stange tragen, an deren beiden Enden die Briefpakete befeſtigt ſind. Ihre Belohnung iſt eine ſehr geringe; dafür brauchen



Barbados.
Nach einer Photographie.

ſie ſich auch in Bezug auf Uniformierung in keine großen Unkoſten zu ſtürzen.

In Auſtralien liegen die Verhältniſſe für den Poſtverkehr wegen der großen Ausdehnung und der ſchwachen

Bevölkerung ziemlich ungünstig. So zum Beispiel wurden in der Kolonie Neusüdwales, die einen Flächenraum von 799,139 Quadratkilometer mit etwa 1,135,000 Einwohnern besitzt, von der dortigen Post im Jahre 1896 9,773,500 englische Meilen (15,728,500 Kilometer) zurückgelegt und 62 Millionen Briefe befördert. Die Einnahmen betrugen 833,940, die Ausgaben 892,471 Pfd. Sterling, so daß sich also ein beträchtlicher Fehlbetrag herausstellte, während die meisten Kulturstaaten durch die Post bedeutende Einnahmen erzielen. Unser Bild stellt einen Vorstadtbriefträger von Sydney in Neusüdwales dar, dessen Uniform große Aehnlichkeit mit einer Zivilkleidung hat, während die Briefträger der inneren Stadt eine Art Polizeiuniform mit Helm tragen.



Trinidad.
Nach einer Photographie.

In Amerika, namentlich in den Vereinigten Staaten, hat das Postwesen in unserem Jahrhundert mit der erstaunlich raschen Entwickelung des Landes einen riesigen

Aufschwung genommen. Im Jahre 1790 bestanden in der ganzen Union nur 75 Postämter, 1870 28,492 und 1892 über 68,400. Wir bieten unseren Lesern das Bild eines



Britisch-Guyana.
Nach einer Photographie von Rowe & Da Costa, Georgetown, B.-G.

Briefträgers des kleinsten amerikanischen Staates San Salvador in Zentralamerika, der einen Flächenraum von 21,070 Quadratkilometer mit etwa 800,000 Einwohnern besitzt, von denen nur 20,000 Weiße sind. In der Haupt-

stadt gleichen Namens giebt es 17 Briefträger, darunter zwei ausschließlich für eingeschriebene Briefe. Jeden Monat gehen drei Posten nach Europa und drei nach Kalifornien



Eingeborener Briefträger von Natal.
Nach einer Photographie von J. W. Coney, Pietermaritzburg.

ab, wobei jedoch häufige Verspätungen der Postdampfer vorkommen.

In den zu den kleinen Antillen gehörigen englischen Kolonien wird der Briefträgerdienst meistens durch Ein-

geborene oder Neger besorgt, wie aus den Abbildungen ersichtlich. Auf Antigua, auf Barbados, nach Jamaika der wichtigsten Insel des britischen Westindiens, haben die Postboten eine Winter- und eine Sommeruniform. In der heißesten Jahreszeit tragen sie eine leichte helle Uniform aus ungebleichtem Baumwollstoff mit roten Aufschägen und sonst eine solche aus blauer Serge, dazu den Tropenhelm. Auf der noch größeren Insel Trinidad sind die Briefträger der Hauptstadt Port of Spain sogar mit Fahrrädern versehen.

Auch im Britischen Guyana sind die Briefträger größtenteils Neger, während die Postverwaltungsbeamten der weißen Rasse angehören. Die ganze Kolonie besitzt 62 feste und 6 fahrende Postämter; in der Hauptstadt Georgetown sind 14 Briefträger angestellt. Bei der Uebernahme des Postdienstes durch das britische Kolonialamt im Jahre 1860 legte die dortige Post jährlich nur etwa 61,000 englische Meilen zurück, welche Zahl seither auf 307,000 gestiegen ist.

Schließlich gehen wir noch zu einer anderen britischen Kolonie, Natal an der Südostküste Afrikas, über, deren Briefträger in Bezug auf äußere Erscheinung zu den interessantesten der Welt gehören. Natal wurde 1837 von den aus der Kapkolonie ausgewanderten Boeren besiedelt, jedoch 1843 von den Engländern besetzt und 1856 zu einer besonderen Kolonie gemacht, wodurch sich die Boeren zu einer nochmaligen Auswanderung und zur Gründung der Oranje- und Transvaalrepublik veranlaßt sahen. Die dortige Postverwaltung verwendet etwa 160 bis 170 Eingeborene als Eilboten, welche die Post in die Gegenden tragen, in denen Wagen nicht allgemein benutzt werden können. Auf kleineren Dienstgängen legen sie in der Stunde etwa 4 englische Meilen (6,5 Kilometer), auf weiteren Gängen, die sich bis zu einer Entfernung von 60 Kilometer erstrecken, 3 eng-

lische Meilen (4,8 Kilometer) zurück. Dabei tragen sie Postsendungen bis zum Gewichte von 35, ausnahmsweise sogar 55 Pfund. Ihr Gehalt beträgt 20 Mark monatlich, nebst 10 Mark Verpflegungsgeld, falls sie ihre Kost nicht auf den Postämtern erhalten. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus Reis; gelegentlich nehmen sie auch Brot auf ihren langen Wanderungen mit.

So dringen die Weltpostboten in die entlegensten Winkel nicht nur der zivilisierten Länder, sondern auch der unwirtschaftlichen, eben erst erschlossenen Gegenden als Träger moderner Gesittung und als stets willkommene Organe einer gewaltigen Verkehrsgemeinschaft, die als eine der glänzendsten Kulturerrungenschaften unseres Jahrhunderts bezeichnet werden kann.

Unter den Löwen.

Novelle von Gerd Harmstorf.

1. (Nachdruck verboten.)

Eine bunte, glänzende Menge bewegte sich in den prachtvollen Sälen und Gemächern des französischen Botschaftspalastes zu St. Petersburg. Einige Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten das Ballfest des Botschafters durch ihre Gegenwart ausgezeichnet, und mit ihnen war beinahe alles erschienen, was durch Geburt, Reichtum oder persönliches Verdienst ein Recht erworben hatte, sich den ersten Gesellschaftskreisen der russischen Hauptstadt beizuzählen.

Während in einem der üppig ausgestatteten Salons die Großfürsten Cercle hielten, bald diesen, bald jenen der älteren Gäste durch eine huldvolle Ansprache beglückend, gab sich die junge Welt in dem großen Festsaal rückhaltlos den Freuden des Tanzes hin. An eleganten Männergestalten in goldstrotzenden Uniformen war ebensowenig Mangel, als an weiblichen Schönheiten in prächtigen Toiletten und im blitzenden Schmuck kostbarer Edelsteine. Die jungen russischen Damen machten auch heute ihrem Rufe, die ausdauerndsten und feurigsten Tänzerinnen zu sein, alle Ehre. Wilder und leidenschaftlicher aber wiegte

sich kaum eine von ihnen nach den Rhythmen der Musik, als jene neunzehnjährige, dunkellockige Schönheit, von der, wie man sich erzählte, einer der Großfürsten mit dem Ausdruck aufrichtigen Entzückens vorhin geäußert hatte, daß sie die herrlichsten Augen habe, die er je gesehen.

Seine Hoheit galt für einen Kavalier, der sich auf solche Dinge verstand, und unter den anwesenden Herren wenigstens war denn auch kaum einer, der in diesem Falle seine Bewunderung nicht geteilt hätte. Wohl mochte es königlichere Gestalten und regelmäßigere Gesichter unter den anwesenden jungen Aristokratinnen geben, als die Komtesse Xenia Saburow sie ihr eigen nannte; die sprühenden dunklen Augensterne aber, die aus dem feinen, pikanten, von wirrem schwarzen Gelock umrahmten Antlitz leuchteten, wurden an Glut und Tiefe von keinem anderen Augenpaar übertroffen, und kein geringschätziges Achselzucken, kein mehr oder weniger vernehmlich geflüstertes spöttisches Wort minder gefeierter Rivalinnen konnte verhindern, daß Komtesse Xenia beständig von Verehrern umschwärmt und ein Gegenstand zahlloser Huldigungen war.

Sie trug ein durch seine Einfachheit auffallendes weißes Kleid und außer zwei großen schwarzen Perlen, die ihre rosigen Ohrmuscheln zierten, keinen anderen Schmuck, als einige frische Blumen im Haar und am Gürtel. Wie sie die meistumworbene Tänzerin war, so war Komtesse Xenia ohne Zweifel auch die unermüdlichste. Dieser feingliedrige, biegsame Körper mußte stählerne Muskeln haben und an gewaltige Anstrengungen gewöhnt sein.

Ob sie selbst unter den vielen, die sich so eifrig um ihre Gunst bemühten, einen vor seinen Mitbewerbern besonders auszeichnete, wäre wohl auch für den aufmerksamsten Beobachter eine ungelöste Frage geblieben. Ihr schien es nur um den Tanz, nicht um die Tänzer zu

thun, und der etwas spöttische Klang, den hie und da ihr helles Lachen annahm, wenn einer ihrer Kavaliere besonders angelegentlich auf sie einsprach, mußte vermuten lassen, daß sie sich über die feurigen Schmeicheleien und überschwenglichen Versicherungen unbarmherzig lustig mache.

Einen aber gab es doch in dem großen Schwarme, den sie nicht auslachte, sondern dessen Worten sie mit ernstem Gesicht und aufmerksamen Augen lauschte. Es war ein vielleicht fünfundzwanzigjähriger Herr im goldgestickten Frack eines Legationssekretärs, ein schöner schwarzbärtiger Mann von dem unverkennbaren Typus des Südfranzosen. Er hatte sich weniger auffällig an Xenia herangedrängt als viele andere, und er gab ihr durch die Art, in der er sich mit ihr unterhielt, nicht den geringsten Anlaß, ihn zu verspotten. Denn er sprach weder von ihrer Schönheit noch von der Grazie ihres Tanzes oder ihrer bewunderungswürdigen Elastizität; er sprach vielmehr ausschließlich von ganz anderen, fernliegenden Dingen, aber er that es in der geistvollen Weise eines klugen, feinsinnigen Mannes, und Xenia mußte an seinem Geplauder wohl Gefallen finden, da eine Menge rascher und lebhafter Fragen unzweideutig ihre Teilnahme verriet.

Die Musik verstummte, und der Franzose, der zuletzt mit Xenia getanzt hatte, machte Miene, sie zu einem der nächsten Sessel zu führen. Aber die Komtesse schüttelte ablehnend den Kopf.

„Lassen Sie uns ein wenig promenieren, Marquis de Villiers! Ich fürchte mich vor dem faden Geschwätz, das ich sonst während der ganzen Dauer der Tanzpause über mich ergehen lassen müßte."

Der Legationssekretär lächelte. „Sie urteilen sehr hart über unsere jungen Herren, Komtesse, von denen doch sicherlich jeder einzelne nach Kräften bemüht ist, Ihnen zu gefallen."

„Ja, das ist es eben. Vielleicht würden sie ihren Zweck viel eher erreichen, wenn sie sich etwas weniger Mühe gäben. So aber fange ich jedesmal an, mich in meine litauischen Wälder zurückzusehnen, wenn ich genötigt war, ihnen ein paar Stunden lang zuzuhören."

„Sind die Kavaliere dort so viel amüsanter, als hier in St. Petersburg?"

Xenia machte eine beinahe heftig verneinende Gebärde. „Gewiß nicht! Aber man kann ihnen aus dem Wege gehen. Man bedarf ihrer dort glücklicherweise nicht, um sich zu unterhalten."

„Und womit, wenn es erlaubt ist zu fragen, unterhalten Sie sich daheim auf dem Lande?"

„Womit? Nun, mit Reiten, Schießen und Jagen. O, wir haben da durchaus keinen Mangel an Zerstreuung. Es giebt noch Wölfe genug auf Tereszewicze — und auch Bären! Haben Sie schon einmal auf einen Bären gejagt, Marquis?"

„Ich hatte bisher keine Gelegenheit dazu, denn ich bin ja erst wenige Monate in Rußland. Aber ich wünschte mir's freilich. Es muß ein eigenartiges und aufregendes Vergnügen sein."

„Es ist herrlich!" rief Komtesse Xenia mit leuchtenden Augen, „vorausgesetzt, daß man es mit so alten und erfahrenen Burschen zu thun hat, wie sie noch in hübscher Zahl drunten in unseren Wäldern hausen. — Sie sollten einmal zu uns kommen! Ich will mich dafür verbürgen, daß Sie ein paar Kapitalfelle als Jagdtrophäen mit nach Petersburg zurückbringen."

Er sah sie an, und als ihre Blicke sich begegneten, mochte Xenia Saburow in dem seinigen zum erstenmal etwas lesen, davon ihr sein ruhiges, unbefangenes Benehmen bis jetzt nichts verraten hatte.

„Wirklich, Komtesse?" fragte er, „und darf ich diese

liebenswürdige Aufforderung ernsthaft nehmen? Vor einer Stunde erst hatte Ihr Herr Vater die Güte, mich durch die gleiche Einladung zu erfreuen. Aber ich würde Bedenken getragen haben, ihr Folge zu leisten, solange ich nicht sicher war, daß sie auch Ihre Zustimmung habe."

Wenn Gaston de Villiers zum Mißtrauen geneigt gewesen wäre, so hätte er in dem flüchtigen Zucken der feinen Mundwinkel vielleicht etwas wie ein Bedauern Xenias über ihre vorigen, allzuraschen Worte gelesen. Aber es wäre ihm allerdings kaum Zeit geblieben, derartigen Vermutungen weiter nachzuhängen, denn schon in der nächsten Sekunde erwiderte sie mit ruhiger Freundlichkeit:

„Die Freunde meines Vaters sind selbstverständlich auch mir willkommen. Wir reisen schon in der nächsten Woche nach Litauen zurück, und ich vermute, daß wir bald sehr viele Gäste haben werden. Wenn es in Wahrheit Ihre Absicht ist, uns zu besuchen, sollten Sie noch vor Ablauf des Monats kommen, ehe alle Fremdenzimmer unseres Hauses besetzt sind."

„Ich werde mich einfinden," versicherte er, „es sei denn, daß mein Chef die Grausamkeit hätte, mir den ersten Urlaub zu verweigern, den ich von ihm erbitte. Und ich habe Ihr Versprechen, Komtesse, daß wir gemeinsam auf Wölfe und Bären jagen werden?"

„Ja," erwiderte sie, doch diesmal ohne ihn anzusehen. Und noch ehe er dann eine weitere Frage hatte an sie richten können, wurde ihr Gespräch durch den Hinzutritt eines hochgewachsenen, weißbärtigen Herrn unterbrochen, dessen stark gerötetes Antlitz ebenso wie die zusammengekniffenen, in verräterischem Glanze schwimmenden Augen vermuten ließen, daß er dem Champagner des Botschafters bereits wacker zugesprochen habe.

„Bei Gott, Marquis," rief er mit etwas schwerer Zunge, „man versteht es in St. Petersburg doch noch

immer, sich zu amüsieren. Aber man hat diese schöne Kunst zum Glück auch fern von der Hauptstadt noch nicht ganz verlernt. Und ich lasse Sie nicht frei, ehe Sie mir Ihr Wort gegeben haben, in Tereszewicze die Probe darauf zu machen. Wir haben zwar keine Prunksäle wie diese hier, aber der Wein in meinem Keller ist darum nicht schlechter als der irgend eines Gesandten, und unter meinen Nachbarn giebt es charmante Leute, in deren Gesellschaft bisher noch niemand vor Langeweile gestorben ist."

Gaston de Villiers beeilte sich, dem Grafen Saburow mitzuteilen, was soeben zwischen der Komtesse und ihm verabredet worden war. Mit jener überschwenglichen Herzlichkeit, deren bei so geringfügigem Anlaß eben nur ein Russe fähig ist, schüttelte der Graf ihm beide Hände, wieder und wieder versichernd, daß der Marquis ihm willkommen sein würde wie ein Sohn, und daß der Tag seiner Ankunft ein Festtag sein würde auf Tereszewicze.

Als bald nachher Vater und Tochter für wenige Sekunden Gelegenheit hatten, unbelauscht und unbeobachtet miteinander zu sprechen, sagte die Komtesse mit unmutig blitzenden Augen und mit einem leichten Beben der Stimme, das ebensowohl ein Ausdruck des Zornes als des Schmerzes sein konnte: „Wie konntest du den Marquis einladen, wenn es doch deine Absicht ist, daheim das alte Leben wieder aufzunehmen? Glaubst du wirklich, daß er an deinen „charmanten Nachbarn" Gefallen finden könnte?"

Ein gutmütiges Lächeln verklärte das rosige Antlitz des Grafen. „Weshalb in aller Welt sollten sie ihm nicht gefallen, mein Kleinod? Falls sie aber in der That nicht ganz nach seinem Geschmack sein sollten, so wird es, wie ich meine, immer noch jemand im Hause geben, dessen Gesellschaft kein Bedauern über den kleinen Ausflug in ihm aufkommen läßt. Meinst du nicht auch, mein Täubchen?"

Ein sprühender Blitz aus Xenias dunklen Augen war

die einzige Antwort, die ihm zu teil wurde. Dann wandte die Komtesse ihrem Vater den Rücken, um sich leidenschaftlicher noch als zuvor dem Vergnügen des Tanzes hinzugeben.

2.

Nun war schon der dritte Morgen auf Schloß Tereszewicze angebrochen, und noch immer konnte Gaston de Villiers des Staunens kein Ende finden über all das Seltsame und Befremdliche, das ihn hier umgab. In mehr als vierstündiger Fahrt hatte der Schlitten, den er am Bahnhof vorgefunden, ihn von der nächstgelegenen Station auf die Besitzung Saburows gebracht, und sein Empfang war wenigstens von seiten des Gutsherrn ganz so warm und herzlich gewesen, als der Graf es ihm auf dem Ballfest des Botschafters verheißen hatte. Die Vorstellung aber, die sich der Legationssekretär von der Residenz der schönen Komtesse Xenia gemacht haben mochte, war durch die Wirklichkeit sehr wesentlich berichtigt worden. Wohl mochte das Herrenhaus von Tereszewicze dereinst ein gar stattlicher und vornehm wirkender Bau gewesen sein, doch die Tage seines Glanzes waren längst vorüber, und in einzelnen Teilen glich es thatsächlich viel mehr einer Ruine, als einem von seinen Eigentümern bewohnten Herrensitz. In großen Stücken war überall der Putz von den Mauern gefallen; schief und unbeweglich hingen die verwitterten hölzernen Fensterläden in ihren rostigen Bändern, und die beiden gewaltigen Sandsteinlöwen vor dem Portal waren vom Zahn der Zeit so unbarmherzig benagt worden, daß ihnen weder Köpfe noch Schwänze geblieben waren.

Sicherlich war mehr als die Hälfte des weitläufigen Gebäudes in den Wintermonaten zu Wohnungen ganz ungeeignet, und Graf Saburow, den der traurige Zustand seines Schlosses übrigens durchaus nicht in Ver-

legenheit zu setzen schien, hatte dem jungen Gaste denn auch gleichsam entschuldigend mitgeteilt, daß er im nächsten Frühjahr einen großartigen Umbau vorzunehmen gedenke. Je mehr Gelegenheit aber sich dem Marquis zu weiteren Beobachtungen darbot, desto lebhaftere Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser Versicherung mußten sich ihm aufdrängen. Hier befand sich ohne Zweifel alles im tiefsten Verfall, und wenn Graf Saburow wirklich die Mittel besaß, diesen Verfall aufzuhalten, so hatte er jedenfalls unverantwortlich leichtfertig gehandelt, indem er das Rettungswerk so lange hinausschob. Das Fremdenzimmer freilich, das man dem Besucher eingeräumt hatte, ließ an Bequemlichkeit und Behagen nichts zu wünschen übrig. Es war mit gutem Geschmack möbliert, und in den beiden altersschwarzen Gemälden, die eine der Wände schmückten, entdeckten Gastons kundige Augen bei näherer Prüfung sogar wirkliche Kunstwerke.

Viel unangenehmer, als durch die mitleidswürdige Beschaffenheit des Schlosses, war der Marquis durch den Umstand enttäuscht worden, daß Komtesse Xenia bei seiner Ankunft nicht auf Tereszewicze weilte.

„Sie ist auf einem Nachbargute zu Besuch," hatte ihm Graf Saburow auf seine Frage mit einem kleinen Anfluge von Verlegenheit erklärt, „aber ich denke, sie wird morgen oder übermorgen zurückkehren, und es wird mir hoffentlich gelingen, Ihnen bis dahin die Zeit zu vertreiben."

Da Gaston seinen Gastfreunden den Termin seines Eintreffens schon vor einer Woche mitgeteilt hatte, fühlte er sich durch die Abwesenheit Xenias verletzt. Denn er war einzig ihretwegen gekommen, und er konnte es gewiß nicht als ein ermutigendes Zeichen nehmen, daß sie es nicht einmal für notwendig gehalten hatte, ihn zu empfangen. In seinem Benehmen aber ließ er natürlich nichts von seiner Verstimmung merken und ging mit welt-

männischer Höflichkeit auf Saburows Bemühungen ein, ihn zu zerstreuen. Auf einer langen Spazierfahrt, die sie im offenen Schlitten machten, lernte er die Schönheit der urwaldähnlichen litauischen Forsten kennen, und wenn er auch vorderhand noch keiner Wölfe und Bären ansichtig wurde, so schenkte er doch willig der Versicherung seines Begleiters Glauben, daß ihm noch mehr als eine dieser Bestien vor den Schuß kommen würde. Sie passierten eine Anzahl armseliger Dörfer und vereinzelter Niederlassungen, ehrerbietig begrüßt von den melancholisch dreinschauenden Bewohnern, an denen sie vorüberfuhren.

„Als mein Vater sein Erbe antrat," sagte Graf Saburow bei einer solchen Gelegenheit mit schwermütigem Anflug, „war dies alles sein eigen: die Wälder, die Dörfer und die Menschen — beinahe dreitausend Seelen! Es war doch eine bessere Zeit als die heutige, mein lieber Marquis, und wir Edelleute haben wenig Ursache, dem Zar-Befreier für die Aufhebung der Leibeigenschaft dankbar zu sein."

Aber die kleine Anwandlung einer trüben Stimmung ging schnell vorüber, und als sie nach Einbruch der Dunkelheit auf das Schloß zurückgekehrt waren, hatte Gaston de Villiers vollauf Gelegenheit, zu erfahren, wie man sich trotz aller schlechten Zeiten auf einem litauischen Herrensitz zu amüsieren versteht. Hell erleuchtete Fenster blinkten ihnen traulich schon von weitem entgegen, und als sie die knarrende Treppe erstiegen, schlug ein lautes Durcheinander von Gläserklang und fröhlichen Männerstimmen an ihr Ohr.

„Dachte ich mir's doch, daß sie mich heute noch überfallen würden — die Spaßvögel!" lachte Saburow. „Nun, um so besser, dann werden Sie unsere kleinen ländlichen Zerstreuungen gleich am ersten Abend kennen lernen und ich hoffe, sie werden Ihnen nicht mißfallen."

In dem großen Speisezimmer, das noch immer die Spuren einer schweren, altertümlichen Pracht aufwies, wenn sich auch der beginnende Verfall daneben deutlich genug bemerkbar machte, fanden sie ein halbes Dutzend sehr aufgeräumter Herren in zumeist schon vorgerücktem Alter, die der Marquis ohne Zweifel für Leute aus den unteren Ständen gehalten haben würde, wenn ihm nicht Graf Saburow jeden einzelnen unter einem wohlbekannten, hochklingenden Namen vorgestellt hätte, und wenn sich die adeligen Kavaliere angesichts des eleganten Fremden nicht allgemach wieder auf die anscheinend schon halbvergessenen Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft besonnen hätten. Die Stimmung aber wurde durch den Zwang, den man sich damit auferlegen mußte, ersichtlich stark beeinträchtigt, und die alte Fröhlichkeit kam erst aufs neue zum Durchbruch, als man ihn unter der befreienden Wirkung des Weines nach und nach wieder abzustreifen begann. Gaston sah mit wachsendem Erstaunen, wie ungeheure Mengen des teuersten französischen Champagners diese trinkfesten Edelleute durch ihre Kehlen rinnen ließen, und wie aufrichtige Freude es diesem Besitzer eines Schlosses, das fast schon über seinem Haupte zusammenzustürzen drohte, bereitete, wenn er einen neuen Korb voll silberhalsiger Flaschen aus dem Keller heraufschaffen lassen konnte. Bis gegen Mitternacht hin begnügten sich die lustigen Kavaliere damit, zu essen, zu trinken, zu singen und mit den Fäusten wacker auf den Tisch zu schlagen; dann aber wurde auf einen Wink des Hausherrn alles überflüssige Gerät von der Tafel entfernt, und man begann zu spielen. Die Einsätze waren hoch, und die Hundertrubelnoten schienen für die Gäste des Grafen Saburow nicht viel mehr als wertlose Papierfetzen zu sein. Der Marquis hatte eine recht ansehnliche Summe verloren, als er sich um zwei Uhr erhob, um sich unter dem Vor-

geben sehr großer Ermüdung auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Trotz seines Widerstrebens ließ sich's der Graf nicht nehmen, ihn zu geleiten, und es war ohne Zweifel vollkommen aufrichtig gemeint, als er, ihm vertraulich die Hand auf die Schulter legend, sagte: „Sind es nicht prächtige Menschen, meine Freunde da unten? Vielleicht ein wenig derb und offenherzig, wie man es eben auf dem Lande wird, aber dabei die edelsten Seelen von der Welt. Ich wette, daß Sie sie nach einigen Tagen ebenso lieb gewonnen haben werden, wie ich."

Das war eine Zuversicht, die Gaston allerdings nicht zu teilen vermochte. Die immer unverhüllter zu Tage tretende Roheit des wüsten Trinkgelages hatte ihn mehr und mehr angewidert, und schmerzlich hatte die Frage sein Herz durchzuckt, ob wohl auch Xenia mit den brutalen Kumpanen ihres Vaters in Berührung kommen mochte. Nun erst verstand er die Heftigkeit, mit der sie auf seine harmlose Frage nach den litauischen Kavalieren geantwortet hatte, daß man ihnen glücklicherweise aus dem Wege gehen könne, zugleich aber regte sich in seiner Brust als ein mächtiges Verlangen der Wunsch, sie für immer aus solch unwürdiger Umgebung zu befreien.

Schlummerlos lag er noch lange auf seinem Bette, und da das von ihm bewohnte Zimmer gerade über dem Speisesaal, dem Schauplatz der nächtlichen Orgie, lag, wurde er gegen seinen Willen auch weiter zum Ohrenzeugen der widerwärtigen Scenen, denen er hatte entfliehen wollen. Er hörte das Lärmen und Lachen der rohen Stimmen, bis das harmonische Einvernehmen der „edlen Seelen" durch eine Meinungsverschiedenheit gestört zu werden schien, die sich in wildem Schreien und Toben kundgab. Aber der Friede mußte doch bald wiederhergestellt worden sein, denn nach einer Weile hörte der

Marquis die heiseren Kehlen eine schwermütige Volksweise singen, und der Morgen konnte nicht mehr fern sein, als es endlich still ward im Herrenhause von Tereszewicze.

Der folgende Tag glich in seinem Verlaufe dem ersten auf ein Haar, nur mit dem Unterschied, daß ein Teil der Gäste, die den Grafen gestern überfallen hatten, sich's in dem Schlosse zu längerem Aufenthalte bequem zu machen begann. Gaston fand diese ehrenwerten Herren an der Mittagstafel wieder, und so wenig glaubten sie, sich jetzt noch ihrem gestrigen Zechgenossen gegenüber Zwang anthun zu müssen, daß der Marquis sicherlich vor dieser Gesellschaft ohne weiteres die Flucht ergriffen haben würde, wenn nicht der Gedanke an Xenia ihn zurückgehalten hätte. Er war sich eigentlich erst in dieser Nacht darüber klar geworden, wie tief und leidenschaftlich er die Komtesse liebte. Die Vorstellung, sie diesem Elend hier zu überlassen, erschien ihm als etwas völlig Unmögliches, und wenn ihm auch ihr bisheriges Benehmen kein Recht gab, an ihre Gegenliebe zu glauben, so war er doch fest entschlossen, um ihre Zuneigung zu werben und sich damit ein Recht zu erringen, fortan ihren Beschützer zu machen.

Am Nachmittag stellten sich noch weitere Gäste ein, und abends ging es im Schlosse des Grafen Saburow zu, wie in einem Wirtshause. Es wurde wieder unmäßig getrunken, und den Beschluß des Gelages machte, wie gestern, ein Spiel, bei dem die Hundertrubelscheine flogen. Der Marquis, der sich diesmal mit der Rolle des Zuschauers begnügte, unbekümmert darum, daß er dadurch für die Freunde des Hausherrn offenbar zu einem Gegenstand geringschätzigen Mitleids wurde, glaubte die Wahrnehmung zu machen, daß es all diesen edlen Herren einzig um die Ausplünderung des Grafen zu thun sei. Wie sie mit der Unverschämtheit echter Schmarotzer seinen Keller leer tranken, so genierten sie sich auch durchaus nicht,

ihm die Taschen zu leeren. Saburow verlor heute, wie er gestern verloren hatte, ohne daß indessen seine rosige Laune durch dies hartnäckige Mißgeschick auch nur für einen einzigen Augenblick beeinträchtigt worden wäre. Er war unverkennbar im innersten Herzen von der Treue und Uneigennützigkeit der „edlen Seelen" überzeugt, die sich's hier an seinem Tisch wohl sein ließen, und er fand es anscheinend ganz in der Ordnung, daß sie sich benahmen, wie wenn sie in ihrem eigenen Hause oder in der Schenke gewesen wären.

Einmal wurde auch Xenias Name genannt, und dem jungen Legationssekretär stieg das Blut ins Gesicht, als er ihn hörte. Es dünkte ihn fast schon als eine Beschimpfung des geliebten Wesens, daß einer dieser Gesellen ihrer zu erwähnen wagen durfte, und er fühlte, daß er bei der ersten unehrerbietigen Aeußerung den Sprecher würde ins Gesicht schlagen müssen. Aber er blieb solcher Notwendigkeit glücklicherweise überhoben. Vor der Komtesse Xenia schienen diese rohen Kumpane ungleich größeren Respekt zu haben, als vor ihrem Vater, den sie oft genug zum Gegenstand höchst bedenklicher Späße machten. Es war nur eine durchaus harmlose Aeußerung gewesen, die einer der Anwesenden über die Tochter des Gastgebers gemacht hatte, und Gaston atmete erleichtert auf. Aber es duldete ihn nun doch nicht länger in dem ausgelassenen Kreise. Ohne Abschied stahl er sich davon, und während er droben am Fenster seines Zimmers gedankenverloren in die klare Sternennacht hinausschaute, suchte er zum hundertstenmal vergebens eine Antwort auf die Frage, weshalb ihm Xenia aus dem Wege gegangen sein mochte, und ob er wirklich Selbstüberwindung genug besitzen würde, inmitten dieses Gesindels noch tagelang auf das ungewisse Glück ihrer Heimkehr zu warten, die sie vielleicht geflissentlich bis über den Termin seiner

Abreise hinaus verzögern würde. Auch in dieser Nacht fand er nur wenig Schlaf, und er fühlte sich an Kopf und Gliedern wie zerschlagen, als er am nächsten Morgen zu ziemlich später Stunde erwachte.

Aber bei dem ersten Blick, den er aus dem Fenster auf den Hof des Herrenhauses hinabsandte, war all seine Müdigkeit und seine verdrießliche Laune verschwunden, und er hätte am liebsten einen lauten Freudenruf ausgestoßen; denn es war ja die holde Verwirklichung einer kaum noch gehegten Hoffnung, die er da leibhaftig vor sich sah.

3.

In einem Kostüm, wie es reizender für ihre zierliche und geschmeidige Gestalt gar nicht hätte ersonnen werden können, war die Komtesse Xenia Saburow eben aus dem Sandsteinportal des verfallenen Seitenflügels getreten. Ein kleines silbergraues Pelzbarett saß keck auf ihrem dunklen Lockenhaar, und mit demselben Pelzwerk war auch ihr knapp anschließendes Jäckchen, wie der kurze, kaum bis zu den Knöcheln reichende Tuchrock umsäumt. Die kleinen Füße steckten in hohen, blanken Stiefeln, deren in der Morgensonne blitzende Sporen ebenso wie die Gerte in der Hand des jungen Mädchens darauf hindeuteten, daß sie entweder eben von einem Spazierritt zurückgekehrt war, oder einen solchen zu unternehmen gedachte.

Sie mußte also noch während der Nacht oder in aller Morgenfrühe wieder auf Tereszewicze eingetroffen sein, und der Marquis de Villiers war allem Anschein nach nicht der einzige, der eine lebhafte Freude darüber empfand. Denn drei große, graugelbe Hunde mit spitzen Ohren und herabhängenden, buschigen Schwänzen umsprangen sie unter eigentümlich heiserem Gekläff in ge-

waltigen Sätzen, so daß Xenia ersichtliche Mühe hatte, sich ihrer stürmischen Zärtlichkeiten zu erwehren.

Gern würde Gaston sich von seinem Beobachtungsposten aus noch länger an dem hübschen Bilde erfreut haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß der Gegenstand seiner Sehnsucht ihm abermals entschlüpfen könnte, falls er sich nicht beeilte, ihn festzuhalten. Rasch beendete er darum seine Toilette und eilte die Treppe hinab, zu seiner Freude von niemand aufgehalten, da, wie es schien, nach dem gestrigen Gelage trotz der späten Vormittagsstunde noch alle anderen Bewohner des Schlosses im tiefsten Schlummer lagen.

Er betrat den Hof und wollte auf die Komtesse zueilen, aber in sichtlicher Bestürzung erhob sie, sobald sie seiner ansichtig geworden war, wie abwehrend den Arm und rief ihm mit ihrer hellen, in diesem Augenblick vor Aufregung zitternder Stimme zu: „Um Gottes willen, Marquis — keinen Schritt weiter! Sehen Sie denn nicht, von welcher Art meine Leibgarde ist? Warten Sie wenigstens, bis ich mich von den vierbeinigen Beschützern befreit habe! Sie könnten nur zu leicht unsere Begrüßung mißverstehen!"

Gaston de Villiers stand wie angewurzelt, aber es war nicht die Sorge um die eigene Sicherheit, die seine Glieder lähmte und ihn für den Moment unfähig machte, auch nur ein Wort der Erwiderung hervorzubringen. In den vermeintlichen Hunden, die ihm jetzt alle drei gleichzeitig zähnefletschend die spitzen Köpfe zugekehrt hatten und ihn aus tückischen, unheimlich funkelnden Augen anstarrten, hatte er mit namenlosem Entsetzen Wölfe erkannt — wirkliche, vollständig ausgewachsene Wölfe, wie er sie bisher nirgend anders als in den sicheren Käfigen zoologischer Gärten gesehen. Und Xenias Warnung war gewiß keine grundlose gewesen, denn die Bestien, die sich gegen die Komtesse noch soeben wie zärtliche Schoßhündchen benom-

men hatten, schienen jetzt nicht geringe Lust zu spüren, sich auf den neuen Ankömmling zu werfen.

Aber er dachte nicht an sich, sondern nur an die Gefahr, in der, wie er meinte, Xenia sich befand, und wenn ihm eine Waffe zur Hand gewesen wäre, würde er in seiner ratlosen Erregung sicherlich irgend eine Thorheit begangen haben. Es war gut, daß die Komtesse ihm gar nicht erst Zeit ließ, etwas zu ihrem Beistande zu unternehmen. Sie hatte sich wieder dem Thorweg des Seitenflügels zugewendet und ihre vierbeinigen Begleiter durch schmeichelnde Zurufe zum Mitgehen aufgefordert. Zwei von ihnen gehorchten sofort, der dritte aber war offenbar unentschlossen, ob er sich den Kameraden anschließen oder einen Angriff auf den Fremden versuchen solle. Da sprang Xenia mit funkelnden Augen auf ihn zu.

„Paschol!" herrschte sie ihn an, und zugleich fuhr ihre Reitgerte sausend durch die Luft. Kläglich winselnd duckte sich der Wolf, und unter den von ihrer kleinen, kraftvollen Faust geführten Hieben mußte ihm wohl alle Kampfeslust rasch vergangen sein, denn mit eingezogenem Schwanze rannte er den beiden anderen nach.

Gaston aber schüttelte nun endlich die lähmende Erstarrung ab, die ihn angesichts der seltsamen Scene gegen seinen Willen so lange zur Unthätigkeit gezwungen hatte. Er hörte noch immer das Heulen und Kläffen der Bestien und glaubte, daß sie sich da drinnen über ihre tollkühne junge Herrin geworfen hätten, um sie mit den furchtbaren Zähnen zu zerfleischen. Verzweiflungsvoll sah er sich nach einer Waffe um, und da er keine fand, lief er unbewehrt zu der Thür hinüber, in der die Komtesse verschwunden war, fest entschlossen, mit seinen bloßen Händen den Kampf gegen die abscheulichen Raubtiere aufzunehmen, wenn die Geliebte seiner Hilfe bedürfe.

Aber als er den angelehnten Thorweg aufstieß, stand

die, für die er gezittert hatte, unversehrt vor ihm und streckte ihm lächelnd die Hand zum Gruße entgegen.

„Guten Morgen, Herr Marquis! Und seien Sie mir nicht böse, weil meine ungebärdigen Spielkameraden Sie vielleicht erschreckt haben. Sie sind nicht so schlimm, als sie aussehen, und nur, wenn sie glauben, daß mir jemand etwas zuleide thun will, ist nicht mit ihnen zu spaßen."

Gaston vermochte sich nicht so schnell von seinem Entsetzen zu erholen. „Bei Gott, Komtesse," sagte er, „Ihre Verwegenheit hat mir eben die schrecklichsten Augenblicke meines Lebens bereitet. Und Ihre sonderbaren Spielkameraden — wo sind sie geblieben?"

Xenia führte ihn durch den mit Schutt und allerlei altem Gerümpel angefüllten Thorweg auf einen kleineren Hof, den er bisher nicht betreten hatte. Da liefen die drei Wölfe hinter dem Gitter eines festen, käfigartigen Verschlages ruhelos mit heraushängenden Zungen umher, und erst jetzt, als er sie aus unmittelbarer Nähe betrachten konnte, sah der Marquis, wie starke und wild aussehende Tiere es waren.

Er betrachtete die zierliche, schlanke Gestalt an seiner Seite, die er fast um Haupteslänge überragte, und es war ebensoviel Bewunderung als Vorwurf in seinen Worten, da er sagte: „Vertreiben Sie sich öfter die Zeit auf solche Art, Komtesse? Und läßt Ihr Vater es geschehen, daß seine einzige Tochter ihr Leben in solcher Weise aufs Spiel setzt?"

„Ei, Herr Marquis," erwiderte sie lächelnd, „ist das alles, was Sie mir zur Begrüßung zu sagen wissen?"

„Ich hatte mir freilich vorgenommen, Ihnen bei unserer ersten Begegnung sehr vieles und ganz anderes zu sagen. Aber es darf Sie nicht wundernehmen, wenn ich es über der Angst um Sie vergaß. Wahrhaftig, Komtesse, Sie müssen mir mit Wort und Handschlag ver-

sprechen, diese scheußlichen Bestien nicht wieder aus ihrem Käfig herauszulassen, eine wie gute Meinung Sie immer von ihrer Harmlosigkeit und Anhänglichkeit haben mögen."

„Gut, solange Sie hier sind, werde ich es nicht thun — meine Hand darauf, Herr Marquis — obwohl Sie meinetwegen ganz unbesorgt sein dürften. Einer unserer Leute hat mir diese Wölfe gebracht, als sie noch nicht größer waren wie junge Hündchen. Ich habe sie mit der Milchflasche aufgezogen, und keiner von ihnen würde mir je ein Leid zufügen. Vielleicht habe ich auch ein besonderes Talent, mich mit unvernünftigen Kreaturen in ein gutes Einvernehmen zu setzen, denn hier auf Tereszewicze giebt es kaum ein vierbeiniges oder zweibeiniges Tier, das mir nicht aufs Wort gehorchte."

„Sie sind eine Zauberin — es bedarf nicht erst einer Versicherung, um mich davon zu überzeugen! Aber Sie sollten von Ihrer Macht keinen Gebrauch machen, der den Nerven gewöhnlicher Sterblichen mehr zumutet, als sie ertragen können. — Und nun, da ich Sie nach Gebühr gescholten habe, nun lassen Sie mich Ihnen endlich sagen, wie schmerzlich ich Ihre Abwesenheit empfunden habe, und wie glücklich ich bin, daß Sie mich nicht länger vergebens auf die Freude dieses Wiedersehens haben warten lassen."

Während sie bis dahin sich ganz unbefangen und heiter gezeigt hatte, flog jetzt ein Schatten über Xenias Gesicht. „Wollen Sie mir offen und ehrlich auf eine Frage antworten, Herr Marquis?"

„Ich verspreche es Ihnen, Komtesse."

„Sie sind von dem, was Sie hier bei uns gefunden haben, gewaltig enttäuscht, nicht wahr? Und wenn Sie nicht gefürchtet hätten, sich damit einer Unhöflichkeit schuldig zu machen, wären Sie schon am ersten Tage wieder abgereist. — Ist es nicht so? Ich habe Ihr Versprechen, daß Sie ganz aufrichtig sein wollen."

Gaston zögerte wohl ein paar Sekunden lang mit der Antwort. Dann aber, als er die schönen, dunklen Augen in gespannter Erwartung auf sich gerichtet sah, sagte er mit all der liebenswürdigen Herzlichkeit, die er in den Klang seiner sympathischen Stimme zu legen vermochte: „Ich werde Ihnen die Erklärung, die Sie von mir verlangen, nicht schuldig bleiben, Komtesse. Aber nicht hier und nicht in diesem Augenblicke möchte ich sie Ihnen geben. Ich gestehe, daß mich manches hier fremdartig berührt hat, daß die Neigungen der übrigen Gäste Ihres Herrn Vaters nicht die meinigen sind, und daß ich mich manchmal der Befürchtung nicht erwehren kann, meine Anwesenheit möchte von ihnen nur als eine Störung empfunden werden. Aber das alles bedeutet nichts, und es würde mich gewiß nimmermehr zu einer vorzeitigen Abreise bestimmt haben, solange ich noch auf das Glück hoffen durfte, Sie wiederzusehen — auf das Glück, Ihnen — —"

Mit einer jener raschen, ungestümen Bewegungen, die ihr in Augenblicken der Erregung eigentümlich waren, schnitt Xenia ihm die Weiterrede ab. „Nichts mehr von dieser Art, Herr Marquis! Was mir in St. Petersburg an Ihnen gefiel, war, daß Sie sich gescheiter zeigten, als diese faden jungen Herren, die mich vortrefflich zu unterhalten glaubten, indem sie mir faustdicke Schmeicheleien und andere abgeschmackte Dinge sagten. Wollen Sie die gute Meinung, die ich damals von Ihnen gewann, jetzt wieder aufs Spiel setzen? Einzig in Ihrer Hand wird es liegen, ob wir während der Dauer Ihres Besuches hier wie zwei gute Kameraden miteinander verkehren, oder ob — —"

„Oder ob Sie künftig auch mir aus dem Wege gehen, wie den Freunden Ihres Vaters," ergänzte er, da sie plötzlich stockte. Und als sie nicht Miene machte, ihn zu berichtigen, fügte er hinzu: „Nun wohl, ich füge mich

Ihrem Gebot. Es soll kein Wort über meine Lippen kommen, das danach angethan wäre, Ihren Unwillen zu erregen. Mein guter Kamerad wird jederzeit mit mir zufrieden sein dürfen. Ist es so recht, Komtesse?"

Er bot ihr seine Hand, aber sie zögerte noch, die ihre hineinzulegen.

Gaston sah die Blutwelle, die sich unter der feinen Haut ihres Antlitzes verbreitete, während sie mit halblauter, gepreßter Stimme fragte: „Und Sie — Sie verachten meinen armen Vater nicht wegen dessen, was Sie hier gesehen haben?"

„Nein, bei meiner Ehre, ich halte ihn für den besten, arglosesten Menschen von der Welt, und wenn, wie ich fürchte, seine vertrauende Gutmütigkeit hier schmählich mißbraucht wird von denen, die er fälschlich für seine Freunde ansieht, so dürfte ich ihn deshalb vielleicht bemitleiden, doch nimmermehr verachten."

Xenia dankte ihm nicht, doch er fühlte ihre kleine feste Hand in seiner Rechten, und flüchtig fühlte er auch einen warmen Druck, der für ihn vielleicht beredter und beglückender war, als Worte.

Ein paar Sekunden lang schwiegen sie beide; dann schüttelte die Komtesse die wirren Locken, und in einem ganz veränderten, unbefangen heiteren Ton sagte sie: „Haben Sie noch immer Lust, auf Bären zu jagen, Herr Marquis?"

„Gewiß! Wurde ich denn nicht von Ihnen dazu eingeladen, Komtesse?"

„Es war etwas leichtfertig, daß ich's that, und ich glaubte damals nicht, daß Sie sich wirklich entschließen würden, um eines solchen Vergnügens willen Ihr schönes Petersburg mit unseren unwirtlichen Wäldern zu vertauschen. Aber da ich nun einmal ein Versprechen gegeben habe, muß ich mich wohl auch nach Kräften be-

mühen, es zu halten. Wenn Sie wollen, können wir sogleich den alten Wassili Dimitrowitsch aufsuchen, den berühmtesten Bärenfinder und Bärenjäger in ganz Litauen. Er wohnt kaum eine Stunde von hier, und falls es Ihnen zu kalt ist, um zu reiten, werde ich für Sie einen Schlitten anspannen lassen."

„Das wäre fürwahr die verkehrte Welt," wehrte er ab, „die Dame im Sattel und der Kavalier im Schlitten. Es wird, denke ich, für mich nicht kälter sein, als für Sie."

„Gut, so machen Sie sich bereit. In einer halben Stunde können wir aufbrechen."

Sie nickte ihm freundlich zu und eilte leichtfüßig davon. Mit Entzücken sah Gaston ihrer reizenden Erscheinung nach, die ihn in dieser kecken, halb männlichen Tracht noch bezaubernder dünkte als im weißen Ballkleide.

„Nein, ich lasse dich nicht wieder," sagte er bei sich selbst, „es wäre ja ein Verbrechen, die herrliche Menschenblume hier in diesem Sumpfe verkümmern zu lassen." . . .

Nie hatte der Marquis einen köstlicheren Tag verlebt, als diesen, der so aufregend begonnen hatte. Xenia, die hier offenbar niemand Rechenschaft schuldig war für ihr Thun und Lassen, hatte es nicht für nötig gehalten, ihres Vaters Erlaubnis zu diesem Ausfluge einzuholen, und war von einer sprühenden, neckischen Lustigkeit gewesen, die sie Gaston von einer ganz neuen Seite zeigte, und die seine Leidenschaft bis zur Siedehitze steigerte. In scharfem Trab waren sie unter den heitersten Gesprächen durch den prächtigen Morgen geritten, und als sie am Ziel ihres Weges erfuhren, daß der alte Wassili nicht daheim, sondern in dem um zwei weitere Stunden entfernten Städtchen sei, hatte die Komtesse den Vorschlag gemacht, ihm dahin zu folgen. Sie waren in dem einzigen, recht primitiven Gasthause des armseligen Fleckens abgestiegen,

hatten in dem rauchigen Schenkzimmer ein frugales Mahl eingenommen und waren dann, ohne den berühmten Bärenjäger gefunden zu haben, am frühen Nachmittag wieder nach Tereszewicze aufgebrochen.

Während des ganzen Tages war kein Wort zwischen ihnen gesprochen worden, das nicht alle Welt hätte hören dürfen. Gaston hatte sein Versprechen vom Morgen gehalten, tapfer hatte er der zuweilen beinahe übermächtigen Versuchung widerstanden, der Geliebten den Zustand seines Herzens zu offenbaren, und wenn er auch seinen Blicken nicht immer hatte gebieten können, wie seinen Lippen, so mußte Xenia doch wohl keinen dieser heißen Blicke wahrgenommen haben, da ihre Unbefangenheit sie nicht verließ, und da sie ihn bis zuletzt mit jener offenen Vertraulichkeit behandelte, wie sie sie etwa einem Bruder oder einem alten Freunde bewiesen haben würde.

Als sie in den Hof einritten, sahen sie dort mehrere offenbar erst soeben angekommene Schlitten und hörten die Stimme des Grafen, der in seiner jovialen Weise einige neue Gäste begrüßte.

Xenia spähte scharf zu der Gruppe unter dem Portal hinüber, dann brachte sie ihr Pferd dem ihres Begleiters ganz nahe und sagte hastig mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Es sind die Brüder Scheremetjew, die Schlimmsten von allen! Ich glaubte nicht, daß sie die Stirn haben würden, noch einmal hierher zu kommen; aber sie besitzen eben nicht einen Funken von Takt. Ich hoffe, daß sie nicht länger als bis morgen bleiben werden, und Sie müssen mir versprechen, Marquis, sich bis dahin von der Gesellschaft fernzuhalten. Es ist gleichgültig, unter welchem Vorwande Sie es thun. Ich verbürge mich dafür, daß mein Vater Ihnen Ihre Zurückhaltung nicht verübelt."

Sie glitt aus dem Sattel, noch ehe Gaston ihr behilf-

lich sein konnte. Nun aber hatte auch Graf Saburow die beiden bemerkt, und er kam scherzhaft drohend auf sie zu.

„Ah, da seid ihr ja, ihr Ausreißer! Gefällt es euch in der That, noch einmal zurückzukehren? Wissen Sie auch, Marquis, daß ich Sie bereits allen Ernstes im Verdacht hatte, mir mein Kleinod entführen zu wollen? — Aber nun kommen Sie schnell, daß ich Sie mit zweien meiner ausgezeichnetsten Freunde bekannt mache."

Er zog ihn mit sich fort, und Gaston mußte die Vorstellung wohl oder übel geschehen lassen. Aber es war ein so übler Eindruck, den die Brüder Scheremetjew schon in ihrer äußeren Erscheinung auf ihn machten, daß es der Mahnung Xenias vielleicht nicht erst bedurft hätte, um sich diesen ausgezeichneten Herren gegenüber eine ganz besondere Zurückhaltung aufzuerlegen.

Er bat um die Erlaubnis, sich wegen übergroßer Ermüdung sogleich auf sein Zimmer zurückziehen zu dürfen, und er war froh, daß Saburow diese Entschuldigung ohne weiteres gelten ließ. Die Brüder Scheremetjew freilich warfen ihm nichts weniger als wohlwollende Blicke zu, und als er sich abwandte, glaubte er sogar eine halblaute, spöttische Bemerkung aus dem Munde des einen zu vernehmen. Aber er kümmerte sich nicht darum, sondern trat zu Xenia, die noch immer bei den Pferden stand.

„So muß ich denn auch Ihnen wohl gute Nacht sagen, Komtesse, da ich mich ja auf Ihr Geheiß für den Rest des Tages zum Zimmerarrest verurteilt habe. Aber ich werde Sie doch morgen früh wiedersehen?"

„Ja," erwiderte sie, und dann sich ihm plötzlich mit einer raschen Bewegung zuwendend, streckte sie ihm die Hand entgegen. „Gute Nacht, Marquis! Ich danke Ihnen für den heutigen Tag."

4.

Den blauen Rauchwölkchen seiner Zigarette nachblickend, die sich ihm zu allerlei phantastischen Luftschlössern gestalteten, lag Gaston de Villiers noch gegen Mitternacht völlig angekleidet auf dem Ruhebett in seinem Zimmer. Unter ihm mußte das Trinkgelage wieder in vollem Gange sein, denn ein wüster Lärm, ein wirres Durcheinander von lachenden, johlenden Männerstimmen drang aus dem Speisesaal zu ihm herauf. Er war an die Art der Unterhaltung auf Tereszewicze ja bereits hinlänglich gewöhnt, um ihr kaum noch irgend welche Beachtung zu schenken, und es regte ihn auch nicht sonderlich auf, als sich die fröhlichen Stimmen plötzlich in streitende zu verwandeln schienen, und als einzelne abgerissene Bruchstücke eines mit großer Heftigkeit geführten Wortwechsels an sein Ohr schlugen.

Das Zerwürfnis schien diesmal von ernsterer Natur zu sein, als die kleinen Meinungsverschiedenheiten, an denen auch an den beiden vorhergegangenen Abenden kein Mangel gewesen war. Gaston hörte ein krachendes und klirrendes Geräusch, wie wenn ein Tisch umgeworfen und eine Anzahl von Gläsern in Trümmer gegangen wäre, und unmittelbar darauf vernahm er einen Laut, der ihn in jähem Erschrecken aus seiner bequemen Lage auffahren ließ. Es war ein angstvoller oder zorniger Aufschrei aus weiblichem Munde, und die Vorstellung, daß nur Xenia ihn ausgestoßen haben konnte, ließ den Marquis keinen Augenblick im Zweifel über das, was er zu thun habe. Er griff nach dem Revolver, der auf dem Nachttischchen neben seinem Bette lag, denn es konnte ja möglicherweise eine zehnfache Uebermacht sein, mit der er es da zu thun hatte, und eilte hinunter.

Noch ehe er die Thür des Saales hatte aufstoßen

können, hörte er Xenias helle Stimme über all den Tumult hinweg: „Und ich sage es noch einmal: Schmarotzer und Betrüger seid ihr alle miteinander! Mit Hunden und Hetzpeitschen müßte man euch vom Hofe jagen!"

Eine plötzliche Stille folgte diesen Worten, und ein Bild, das sich unauslöschlich in sein Gedächtnis einprägte, bot sich dem eintretenden Gaston dar.

Der große Tisch war umgestürzt; Flaschen, Gläser und Teller bedeckten, mit Spielkarten, Zigarettenstumpfen und Rubelscheinen untermischt, in Scherben den Boden — und all die Gäste, die sich noch vor wenig Minuten auf Kosten des Hausherrn gütlich gethan, schienen plötzlich von den feindseligsten Absichten gegen ihn erfüllt.

Zu einem dichten Haufen geschart standen sie mit zornroten Gesichtern und geballten Fäusten da, allen voran die Brüder Scheremetjew, die mit ihren brutalen Physiognomien und ihren glasigen Trinkeraugen ganz das Aussehen wegelagernder Raufbolde hatten. Auf der anderen Seite des umgeworfenen Tisches trotzte Graf Saburow hoch aufgerichtet dem wütenden Sturme, umschlungen und gedeckt von Xenia, deren bleiches Gesicht mit den sprühenden dunklen Augen in diesem Moment von einer wahrhaft dämonischen Schönheit war.

Die vernichtende Wahrheit, die sie den Gästen ihres Vaters so furchtlos ins Gesicht geschleudert, hatte diese wohl für einen Augenblick sprachlos gemacht, aber die unheimliche Stille währte nicht länger als wenige Sekunden.

„Sie sind ein Weib, Xenia Iwanowna — darum kann ich Ihnen nicht gebührend antworten," rief der eine Scheremetjew mit vor Wut fast klangloser Stimme. „Aber ich möchte wohl wissen, ob Iwan Pawlowitsch der nämlichen Ansicht ist. Mag er uns doch auch Betrüger nennen, wenn er den Mut dazu hat — mag er es doch thun!"

Graf Saburow schob seine Tochter sanft beiseite und trat um einen Schritt näher auf den Sprechenden zu, dessen Augen ihn tückisch anglitzerten, wie die Augen einer sprungbereiten Katze. „Nicht einmal — hundertmal: Betrüger seid ihr, die gezeichnete Karten mitbringen, um mich zu plündern!"

Mit einem Wutschrei fuhr Scheremetjew auf ihn zu; aber ein wohlgezielter Faustschlag Gastons, dessen Eintritt in der gewaltigen Erregung keiner von allen Anwesenden bemerkt hatte, ließ ihn zurücktaumeln, und im nächsten Moment stand der junge Franzose mit erhobenem Revolver vor dem andringenden Haufen.

„Wer noch einen Schritt thut, ist des Todes!" donnerte er ihnen zu. „Befehlen Sie diesen Menschen, Herr Graf, Ihr Haus auf der Stelle zu verlassen; und ich werde Sorge tragen, daß man Ihrem Befehl gehorcht."

Graf Saburow schien recht froh über die unverhoffte Unterstützung. „Ja, ich befehle es," rief er, „hinaus mit euch allen! Ich will keinen von euch jemals wiedersehen!"

Der Sprecher von vorhin lachte höhnisch auf. „Verschlafe deinen Rausch, Iwan Pawlowitsch, dann werden wir weiter miteinander reden. — Sie aber, mein verehrter Herr, sollten sich künftig nicht in Dinge mischen, die Sie nichts angehen. Denken Sie an Arkadi Scheremetjew, wenn Sie des Teufels Dank dafür ernten!"

Er ging mit unsicheren Schritten zur Thür, gefolgt von seinem Bruder und von drei oder vier anderen Gästen. Die übrigen blieben zurück, wie wenn Saburows Befehl sie durchaus nichts anginge, und einer von ihnen trat sogar freundlich lächelnd auf den jungen Franzosen zu.

„Lassen Sie's gut sein, Väterchen," lallte er mit schwerer Zunge. „Die beiden sind unverbesserliche Hitzköpfe; aber man muß bei diesen Polterern nicht gleich jedes

Wort für bare Münze nehmen — es ist gewöhnlich nicht so schlimm gemeint."

Er wollte Gaston vertraulich die Hand auf die Schulter legen, doch der Marquis stieß ihn zurück.

„Rühren Sie mich nicht an — und gehen Sie! Hörten Sie nicht, daß Sie von dem Herrn des Hauses dazu aufgefordert wurden?"

Da näherte sich ihm Graf Saburow und sagte in ganz verändertem, begütigendem Ton: „Ich danke Ihnen für Ihren Beistand, mein lieber Marquis, aber diese da mögen immerhin bleiben. Polzow hat recht, man darf es unter Freunden nicht so genau nehmen, und bei einem Streit ist das Unrecht immer auf beiden Seiten."

Gaston glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, und das Blut stieg ihm heiß in die Wangen.

Xenia aber hinderte ihn daran, ihrem Vater zu antworten. „Kein Wort, Marquis," raunte sie ihm zu. „Ich bitte Sie, führen Sie mich hinaus."

Ohne dem Grafen einen Blick zu gönnen, leistete er schweigend ihrer Aufforderung Folge. Er steckte den Revolver ein und bot der Komtesse den Arm. Stolz aufgerichtet schritt sie an seiner Seite hinaus. Aber sobald sich die Thür des Saales hinter ihnen geschlossen hatte, brach ihre so lange behauptete Fassung zusammen, und laut aufschluchzend ließ sie den Kopf an die Schulter ihres Begleiters sinken. Gaston dachte nicht mehr an das Versprechen, das er ihr am Morgen gegeben, und mit einer stürmischen Bewegung schlang er seinen Arm um die zierliche Gestalt und drückte sie an seine Brust.

„Xenia, mein geliebtes Mädchen, weine nicht! Du stehst ja hinfort unter meinem Schutz, und keiner mehr soll es wagen, dich zu kränken."

Sie hatte seine Umarmung nicht nur geduldet, sondern er fühlte, wie sie sich beim Klang seiner Stimme

fester an ihn schmiegte, und als er fortfuhr, ihr leidenschaftliche, zärtliche Liebesworte zu sagen, lauschte sie ihm mit geschlossenen Augen, wie wenn es eine süße Musik wäre, die ihr da in das Ohr tönte.

Hingerissen von dem Sturm seiner Empfindungen, neigte er sich auf das schöne blasse Gesicht hinab, um seinen Mund auf ihre halbgeöffneten Lippen zu pressen. Sekundenlang gab sie sich der Glut seines Kusses hin, dann aber ging plötzlich ein heftiges Erzittern durch ihren Körper, und sie riß sich ungestüm von ihm los.

„Lassen Sie mich," stieß sie hervor, „gehen Sie! Wenn Sie nur ein klein wenig Mitleid mit mir fühlen, so dürfen Sie jetzt kein Wort weiter zu mir sprechen."

„Wohl, Xenia, wenn du mir für heute Schweigen auferlegst, so will ich schweigen," sagte Gaston sanft. „Morgen aber wirst du mich anhören, denn ich muß morgen schon mit deinem Vater reden. Ich muß mir ein Recht erwerben, dich von hier hinwegzuführen, denn meine Ehre verbietet mir, dich auch nur eine Stunde länger, als es unumgänglich notwendig ist, schutzlos inmitten dieser Abscheulichkeiten zu lassen."

Sie antwortete ihm nicht, und er hatte vielleicht auch keine Antwort mehr erwartet. „Jetzt aber mußt du dich zur Ruhe begeben, mein Lieb! Gestatte mir, dich bis an die Thür deines Zimmers zu geleiten —"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein," rief sie. „Sie dürfen nicht weiter gehen — nicht einen Schritt! Ich beschwöre Sie, Herr Marquis!"

Wie flehend hatte sie den Arm erhoben, und er sah die schönen, dunklen Augen mit dem Ausdruck angstvoller Bitte auf sich gerichtet. Dann ohne ein Wort des Abschieds oder des Grußes wandte sie sich von ihm ab und eilte die Stiege hinab.

Gaston stand regungslos, denn keine Bewegung sollte

den Glauben in ihr erwecken, daß er ihrem Wunsche zuwider handeln könnte. Da aber schlug aus dem hinter ihm liegenden Speisesaal lautes Gelächter an sein Ohr, und er hörte die joviale Stimme des Grafen, der wohl etwas sehr Belustigendes gesagt haben mußte, da ihm ein neuer schallender Heiterkeitsausbruch seiner Kumpane lohnte. Eine brennende Empfindung des Ekels stieg dem Marquis zur Kehle empor.

„Nein, bei Gott, sie darf hier nicht bleiben," sagte er laut vor sich hin, „morgen schon muß sie fort. Ich werde sie zu meinen Eltern bringen, selbst wenn ich ohne Urlaub nach Frankreich reisen müßte."

5.

Gastons erster Blick am nächsten Morgen fiel auf die hohe Gestalt des Grafen Saburow, der am Fenster stand und mit einer merkwürdig ernsthaften Miene, wie sie seinem rosigen Antlitz sonst ganz fremd war, in den Hof hinabstarrte. Auf eine Bewegung des Erwachenden wandte er sich um.

„Guten Morgen, Herr Marquis; ich bitte um Verzeihung, wenn ich ohne Ihre Erlaubnis hier eingetreten bin. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Sie aus Ihrem Schlummer zu wecken, und andererseits hatte ich ein Versprechen einzulösen, das ich meiner Tochter gegeben."

Die Erwähnung Xenias, die in merklich verlegener Weise geschah, hatte auch den letzten Rest der Schlaftrunkenheit von dem Marquis genommen.

„Es bedarf keiner Entschuldigung, Herr Graf. Wenn Sie mir nicht die Ehre erwiesen-hätten, mich hier aufzusuchen, würde ich mich noch in dieser Stunde bei Ihnen gemeldet haben. Da Komtesse Xenia, wie ich nach Ihren Worten vermuten muß, Sie schon vorbereitet hat, werden

Sie ja begreifen, daß ich keinen dringenderen Wunsch hegen konnte, als — —"

Graf Saburow, ließ ihn den begonnenen Satz nicht vollenden. „Meine Tochter sprach mir allerdings von gewissen Vorkommnissen, Herr Marquis, die Ihnen, wie sie fürchtet, eine — eine falsche Vorstellung von — von ihren Empfindungen für Sie beigebracht haben könnten; und indem sie mich beauftragte, Ihnen ihre freundschaftlichen Abschiedsgrüße zu übermitteln — —"

Gaston, der ihm mit wachsendem Befremden zugehört hatte, fuhr heftig empor. „Ihre Abschiedsgrüße? Wie soll ich das verstehen, Herr Graf? Die Komtesse schickt mich also fort?"

„Nicht doch, mein verehrter junger Freund, nicht doch! Sie können sich denken, daß ich zu einem solchen Verstoß gegen die Gesetze der Gastfreundschaft niemals meine Zustimmung gegeben haben würde, selbst wenn Xenia eine derartige Absicht gehegt hätte. Nein, Herr Marquis, ich für meine Person mache Ihnen aus dem Geschehenen durchaus keinen Vorwurf. Ich betrachte Ihr Interesse für meine Tochter als eine Ehre für mein Haus, und ich hoffe, Sie werden mir noch länger die Freude bereiten, unter meinem bescheidenen Dache zu verweilen, obwohl, — nun, obwohl ich leider genötigt bin, Ihnen zu sagen, daß Xenia Ihre Zuneigung nicht mit den gleichen Gefühlen zu erwidern vermag."

„Wie! Und die Komtesse selbst wäre es gewesen, die Ihnen aus freien Stücken einen solchen Auftrag für mich gegeben?"

„Es ging ihr sehr nahe, daß sie es thun mußte. Sie dürfen mir's glauben, Herr Marquis. Aber Sie begreifen, daß man in solchen Angelegenheiten keine Mißverständnisse bestehen lassen darf, und ich bitte Sie nochmals, versichert zu sein, daß ich für meine Person — —"

Aber die persönlichen Ansichten des Grafen hatten für Gaston durchaus kein Interesse. Er lief mit stürmischen Schritten im Zimmer auf und nieder. Alle Einzelheiten jener kurzen nächtlichen Scene, die ihn zu dem glücklichsten aller Menschen gemacht hatte, standen greifbar lebendig vor seiner Seele. Er glaubte noch den beseligenden Druck der jungen Lippen auf seinem Munde zu fühlen, glaubte noch den ungestümen Schlag ihres Herzens an seiner Brust zu spüren — und dies alles sollte eine Täuschung, sollte nur ein Trugbild seiner Phantasie gewesen sein? Nein, das war unmöglich! Wenn Graf Saburow wirklich einen Auftrag seiner Tochter erfüllte, so konnte sie ihn doch nimmermehr freiwillig erteilt haben. Irgend ein fremder Einfluß, dem sie sich blutenden Herzens hatte fügen müssen, mußte dabei im Spiel sein.

„Verzeihen Sie, Herr Graf," fiel er dem anderen in die Rede, „ich setze keinen Zweifel in die Wahrhaftigkeit Ihrer Worte, aber ich habe ein Recht darauf, die Erklärung, die mich eines so seltsamen Irrtums überführen soll, aus dem eigenen Munde der Komtesse zu vernehmen. Sie dürfen mir die Gunst einer kurzen Unterredung mit Ihrer Tochter nicht versagen."

„Ich würde nicht das geringste dagegen einzuwenden haben, wenn es nicht leider unmöglich wäre. Xenia hat Tereszewicze schon vor mehreren Stunden verlassen, um sich zu einer befreundeten Familie in der Nähe von Moskau zu begeben, und ich vermute, daß sie es gethan hat, um sich und Ihnen die peinliche Notwendigkeit einer persönlichen Auseinandersetzung zu ersparen."

Jetzt wallte das heiße Blut des jungen Franzosen in leidenschaftlichem Zorne auf. „Ein bequemes Auskunftsmittel — in der That! Und vielleicht ist Ihnen auch verboten worden, mir den gegenwärtigen Aufenthalt des Fräuleins näher zu bezeichnen?"

„Allerdings, ich mußte meiner Tochter feierlich versprechen, ihn nicht zu nennen. Aber sie hat mir vor ihrer Abreise einen Brief für Sie übergeben. Hier ist er. Ich kenne seinen Inhalt nicht, aber ich hoffe, daß Ihnen die Erklärungen ausreichend scheinen werden, die er enthält."

Er hatte in die Brusttasche gegriffen, und Gaston sah, wie seine Hand zitterte, als er ihm das zierliche Billet überreichte. Aber das mochte viel mehr eine Folge der durchschwärmten Nächte, als ein Zeichen starker seelischer Bewegung sein, und der Marquis war jedenfalls nicht aufgelegt, sich darum zu kümmern. Er trat ein paar Schritte zur Seite, riß den Umschlag herab und entfaltete das mit festen, beinahe männlichen Schriftzügen bedeckte Blatt. Der Brief war in französischer Sprache geschrieben und lautete:

„Mein Freund,

vergönnen Sie mir noch einmal, Ihnen diesen Namen zu geben, obwohl ich gut genug fühle, daß ich kein Recht mehr dazu besitze. Das Unrecht, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe, ist zu schwer, als daß Sie es mir vergeben könnten, und doch würden Sie meine Schuld vielleicht in einem milderen Lichte sehen, wenn Sie sich vorstellen könnten, in welcher Gemütsstimmung ich mich befand. Das Versprechen, das Sie mir am Morgen gegeben hatten, Ihre zartfühlende Zurückhaltung während des gemeinsam verlebten Tages, die edle Ritterlichkeit, mit der Sie für meinen bedrängten Vater eintraten — dies alles hatte mich in die Illusion gewiegt, daß ich endlich den brüderlich gesinnten, uneigennützigen Freund gefunden, nach dem ich mich im Gefühl meiner traurigen Vereinsamung so oft gesehnt hatte. Jetzt weiß ich wohl, daß es etwas Thörichtes, etwas Unmögliches war, das ich damit erträumte, aber all meine heiße Reue vermag nichts mehr an der traurigen Thatsache zu ändern, daß

mir diese Erkenntnis zu spät gekommen ist. Ich hatte fürwahr keinen Augenblick die Absicht, Erwartungen und Hoffnungen in Ihnen zu wecken, die sich doch niemals verwirklichen können, aber ich räume ein, daß es einzig meine Schuld gewesen ist, wenn es dennoch geschah.

Jetzt bleibt mir nichts mehr als die schmerzliche Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie meinem Benehmen eine falsche Deutung gegeben und daß es keine anderen als freundschaftliche und schwesterliche Empfindungen sind, die ich für Sie hege. Daß Ihnen diese nicht genügen können, scheint mir ebenso gewiß, als daß ich nimmermehr imstande sein würde, mich einem Manne zu eigen zu geben, für den ich nichts anderes als Achtung und Freundschaft fühle. Wohl wäre es meine Pflicht gewesen, Ihnen dies Auge in Auge zu sagen, aber ich weiß, daß Sie zu edel denken, um eine noch tiefere Demütigung von mir zu fordern. Unsere Lebenswege hätten sich niemals berühren sollen; in dem Augenblick aber, da sie sich nun für immer trennen, rufe ich Ihnen, da ich nicht den Mut habe, Sie um Verzeihung zu bitten, ein letztes Lebewohl zu in dem Wunsche und mit der Hoffnung, daß Sie bald in einem schöneren Glück Vergessen finden mögen für eine Enttäuschung, die bei der Kürze unserer Bekanntschaft Ihrem Herzen ja glücklicherweise noch keine allzu tiefe und schmerzliche Wunde geschlagen haben kann.

Xenia Iwanowna Saburow."

Gaston de Villiers war mit der Lektüre des Briefes längst zu Ende, und doch hielt er ihn noch immer in der Hand, um wortlos und mit leerem Blick auf die energischen Schriftzüge hinzustarren. Erst als ihn ein diskretes Räuspern des Grafen daran erinnerte, daß er nicht allein sei, faltete er das Blatt zusammen, und seine Stimme hatte einen vollkommen ruhigen, höflich kühlen Klang, als er sich gegen Saburow wandte.

„Ihre Vermutung, Herr Graf, daß die in diesem Briefe gegebenen Erklärungen mir genügen würden, trifft vollkommen zu. Ich habe der Komtesse Xenia keinen Vorwurf zu machen, und soweit bei diesem bedauerlichen Mißverständnis von einem Verschulden überhaupt die Rede sein kann, liegt es einzig bei mir. Ich bitte Sie, dem Fräulein meine Empfehlungen und meine besten Wünsche für ihre Zukunft auszurichten. Von Ihrer Liebenswürdigkeit aber darf ich wohl erhoffen, daß Sie mir so bald als möglich einen Schlitten für die Fahrt zur Station bereit stellen werden."

Es schien mehr ein Seufzer als ein Atemzug der Erleichterung, der die Brust des Grafen Saburow bei dieser Erklärung hob. Und es war offenbar mehr als höfliche Phrase, da er sich bemühte, Gaston zu längerem Bleiben zu veranlassen.

Aber seine Beredsamkeit war umsonst verschwendet, und auch die Erklärung, daß die Brüder Scheremetjew, mit denen er sich inzwischen völlig ausgesöhnt habe, dem jungen Franzosen persönlich ihre Entschuldigung vorzubringen wünschten, war nicht danach angethan, Gastons Entschluß zu erschüttern. So mußte der Graf sich denn endlich fügen, und während er ging, um die erforderlichen Befehle zu geben, traf der Legationssekretär seine Reisevorbereitungen. Kaum eine halbe Stunde, nachdem ihn eine schmerzliche Wirklichkeit rauh aus den süßesten Träumen geweckt hatte, verließ er die Stätte seiner trüben Erfahrungen in der Gewißheit, sie niemals wiederzusehen.

6.

Zwei Monate später wurde Gaston de Villiers telegraphisch nach Paris zurückgerufen, wo sein Vater unmittelbar nach der Heimkehr aus einer Senatssitzung einem Schlaganfall erlegen war. Der schlechte Gesundheitszustand,

in dem der schmerzgebeugte junge Mann auch die geliebte Mutter antraf, veranlaßte ihn, sofort um seine Enthebung von dem Petersburger Posten und um seine Verwendung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nachzusuchen. Dem Sprößling einer der reichsten und angesehensten Familien des Landes glaubte man die Erfüllung eines solchen Wunsches nicht versagen zu dürfen, und so blieb der Marquis fortan in Paris.

Seine Freunde fanden ihn zu ihrem Erstaunen völlig verwandelt, und die Trauer um den erlittenen Verlust schien ihnen nicht ausreichend, die seltsame Veränderung in seinem Wesen zu erklären. Denn aus dem lebenslustigen jungen Mann war ein erklärter Feind aller geselligen Freuden geworden, und namentlich in seinem Verkehr mit dem anderen Geschlecht legte er eine beinahe feindselige Zurückhaltung an den Tag, die um so mehr bemerkt wurde, als es nicht an Bemühungen fehlte, ihn in die seidenen Netze eines Liebesromanes zu verstricken. Seine Mutter selbst, die ihre Lebenskräfte mehr und mehr dahinschwinden fühlte, gab ihm deutlich zu verstehen, wie innig es sie erfreuen würde, vor ihrem Tode noch segnend die Hände auf das Haupt einer Schwiegertochter legen zu dürfen. Aber während Gaston sonst mit dem aufopferndsten Eifer alles that, was er ihr nur von den Augen absehen konnte, ließ er doch gerade diesen sehnlichsten Wunsch der Matrone unerfüllt.

Düster und verstört kehrte Gaston eines Tages von einem Besuch bei dem Minister nach Hause zurück, und von diesem Augenblick an war es um seine mühsam erkämpfte Ruhe geschehen. Er war bei dem Minister einem seiner früheren Kollegen von der Botschaft in St. Petersburg begegnet, und bei dem unausbleiblichen Austausch ihrer gemeinsamen Erinnerungen war, ohne daß er nach ihr gefragt hätte, auch Xenias Name genannt worden.

„Erinnern Sie sich noch jener pikanten dunklen Schönheit, Marquis,“ hatte der andere gefragt, „der Sie auf dem Ballfest des Botschafters gleich uns allen so eifrig den Hof machten — der kleinen Komtesse Saburow? Mit der hat es ein seltsames Ende genommen. Denken Sie nur! Der Graf war ein unverbesserlicher Verschwender, und man erzählt sich die tollsten Geschichten von der Wirtschaft, die in seinem Schlosse geherrscht habe. Alle Schmarotzer von ganz Litauen haben ihm, wie man sagt, jahrelang auf der Tasche gelegen, und nachdem er sich eine gute Weile mit den schlimmsten Wucherern herumgeschlagen, ist dann eines Tages das ganze Kartenhaus kläglich zusammengebrochen. Graf Saburow wurde eines Morgens nach durchzechter Nacht tot in seinem Schlafzimmer gefunden. Man weiß nicht genau, ob er eines natürlichen Todes gestorben ist; so viel aber ist gewiß, daß ihm bei seinem Ableben nicht mehr ein Fußbreit Landes und nicht mehr ein Stein seines Hauses gehörte. Die Gläubiger kamen in Schwärmen, um alles mit Beschlag zu belegen, und ehe sich noch einer von seinen ehemaligen Freunden zu dem Entschlusse aufgerafft hatte, etwas für die arme kleine Komtesse zu thun, war sie bereits spurlos verschwunden.“

Gaston hatte während dieser Darstellung unerträgliche Qualen ausgestanden, und er hatte nicht gewagt, die Lippen zu öffnen, aus Furcht, sich zu verraten. Erst als der andere nun Miene machte, sich unbefangen einem neuen Gesprächsstoffe zuzuwenden, fragte er mit gepreßter Stimme: „Verschwunden, sagen Sie, spurlos verschwunden? Und man — man hätte auch später nichts über ihren Verbleib erfahren?“

„Nicht das geringste. Es gingen die abenteuerlichsten Gerüchte um, denn die Komtesse stand in dem Rufe, eine höchst excentrische Person zu sein. Der eine wollte wissen,

daß sie Nihilistin geworden und nach der Schweiz gegangen sei, der zweite behauptete dies und der dritte jenes. Aber ich glaube, daß das alles nicht viel mehr als aus der Luft gegriffene Vermutungen waren. Wahrscheinlich ist sie irgendwie und -wo zu Grunde gegangen. Schade um sie, denn es steckte Rasse in ihr, das mußten ihr selbst die giftigsten Rivalinnen zugestehen."

Niemals hatte Gaston so deutlich als in jenen schrecklichen Minuten empfunden, wie tief die Liebe zu Xenia noch immer in seinem Herzen wurzelte und wie wenig die Zeit, die seit dem verhängnisvollen Abend ihres letzten Beisammenseins vergangen war, an der Leidenschaftlichkeit seiner Empfindungen hatte ändern können. Wohl vertraute er sich weder seiner Mutter noch einem anderen lebenden Wesen an, aber er setzte insgeheim Himmel und Erde in Bewegung, um Gewißheit über das Schicksal des unglücklichen Mädchens zu erlangen, und jede neue Enttäuschung, die ihm als die einzige Frucht seiner Bemühungen zu teil wurde, umdüsterte sein Gemüt immer mehr.

Und als seine Gedanken dann für eine gewisse Zeit doch andere Richtung gewannen, da war es keine zum Frohen und Beglückten. Infolge einer Erkältung, der sie selbst keine Bedeutung beizulegen schien, hatte das Leiden seiner Mutter eine verhängnisvolle Wendung genommen, und während sie ihren Sohn noch immer lächelnd versicherte, daß sie sich schon der Genesung nahe fühle, bereiteten ihn draußen im Vorzimmer die Aerzte auf den nahen Eintritt der Katastrophe vor. Bald saß er an ihrem Sterbebette und hielt ihre erkaltende Hand in der seinigen, als sie den letzten Atemzug that. Das Jahr, das ihn des Vaters beraubt hatte, war noch nicht zu Ende, als er auch hinter dem Sarge seiner Mutter einherschreiten mußte. Und in den Wochen, die nun folgten,

war der Gedanke an Xenia allerdings so weit zurückgetreten, daß er ihr Bild nur zuweilen wie einen von nebelhafter Ferne verschleierten Schatten vor seiner Seele auftauchen sah. Aber er vergaß sie darum nicht und nahm die Nachforschungen, die der Tod seiner Mutter unterbrochen hatte, bald von neuem auf. Aber das Geld, das er dafür opferte, war nutzlos verschwendet, und schließlich mußte er wohl erkennen, daß ihm nur noch ein Zufall Auskunft über Xenias Geschick verschaffen konnte. Auch er zweifelte jetzt nicht mehr, daß sie zu Grunde gegangen, daß sie tot sei; denn eine Lebende hätte nicht so spurlos verschwinden, hätte nicht so vollständig jede Fährte hinter sich verwischen können, wie es angesichts der Ergebnislosigkeit aller Nachforschungen der Komtesse Saburow gelungen war.

So trauerte er denn um den Verlust von allem, was ihm auf Erden wert und teuer gewesen war, und seine Freunde bemühten sich vergebens, ihn der gefährlichen Melancholie zu entreißen, die mehr und mehr von dem einst so heiteren jungen Manne Besitz ergriff. Nur angestrengte Berufsarbeit und eifriges wissenschaftliches Studium ersetzten ihm zum Teil, was ihm bei der Flucht vor aller Geselligkeit an belehrender und anregender Zerstreuung fehlte.

Einzig im Interesse des Dienstes, nicht um der Zerstreuung willen geschah es denn auch, daß Gaston eines Abends — es waren inzwischen vierzehn Monate seit dem Tode seiner Mutter vergangen — den Zirkus besuchte. Er mußte seinen nächsten Vorgesetzten durchaus noch heute sprechen, um ihm Mitteilung von einer soeben eingelaufenen wichtigen Depesche zu machen, und man hatte ihm in der Wohnung des hohen Staatsbeamten gesagt, daß er denselben in einer Loge des Zirkus finden werde.

Die Vorstellung näherte sich bereits dem Ende, als der Marquis diese Loge betrat. Er hatte nur einen flüchtigen

teilnahmlosen Blick in die Arena geworfen und sich sogleich wieder abgewendet. Es fand eben eine der bekannten aufregenden Dressurvorführungen im Löwenkäfig statt. Er war niemals ein Freund derartiger nervenreizender Schauspiele gewesen, die sich in erster Linie an die grausamen Instinkte der Menschen wenden, und heute vollends war er am wenigsten in der Stimmung, ihnen Geschmack abzugewinnen.

Das gesamte übrige Publikum freilich schien in atemloser Spannung den Vorgängen innerhalb der vier Eisengitter zu folgen, hinter denen Gaston die riesenhaften Gestalten von einem halben Dutzend ausgewachsener Löwen unruhig hatte durcheinander rennen sehen. Kaum ein anderer Laut als das Knurren oder gelegentliche Aufbrüllen der gelben Bestien wurde minutenlang in dem gewaltigen, von Menschen überfüllten Hause vernehmlich, und selbst der hohe Beamte, der seinen jungen Kollegen mit flüchtigem Händedruck begrüßt hatte, ließ das Opernglas nicht von den Augen, während er seinen hastig geflüsterten Bericht anhörte.

„Sehr wohl," sagte er, als Gaston geendet, „ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, Herr Marquis, und ich werde nach der Vorstellung noch einmal ins Ministerium fahren, um die Angelegenheit unverzüglich zu bearbeiten. Jetzt aber bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie je in Ihrem Leben etwas gesehen haben, das an Verwegenheit den Leistungen dieses Mädchens gleichgekommen wäre. Sollte man nicht meinen, das zierliche Persönchen müßte jeden Augenblick in Stücke gerissen werden?"

Nicht, weil seine Teilnahme geweckt war, sondern weil er doch aus Höflichkeit irgend etwas antworten mußte, blickte auch Gaston jetzt in die Arena hinab. Er sah in dem großen, auf sechs Rädern ruhenden Käfigwagen noch dasselbe wilde Durcheinander der anscheinend sehr auf-

geregten Löwen, die eben durch einen von der Bändigerin gehaltenen brennenden Reifen springen sollten. Aber er sah von diesem Moment an nicht mehr die schönen, königlichen Tiere, sondern er sah nur noch die feingliedrige weibliche Gestalt mitten unter ihnen.

Sie war nicht in Trikot und flitterbesetzte Seidenstoffe gekleidet, wie sonst die Tierbändigerinnen, sondern sie trug ein eigenartiges, halb frauenhaftes, halb männliches Kostüm, wie der Marquis es nicht zum erstenmal in seinem Leben erblickte.

Ein kleines silbergraues Pelzbarett saß keck auf dem dunklen Lockenhaar, und von demselben Pelzwerk war auch das knappanschließende Jäckchen und der kurze, kaum bis zu den Knöcheln reichende Tuchrock umsäumt. Die kleinen Füße aber steckten in hohen, blanken Stiefeln, deren silberne Sporen zuweilen im Licht der elektrischen Lampen aufblitzten.

Von dem Gesicht der Löwenbändigerin war nicht mehr als das feine rundliche Kinn dem Publikum sichtbar. Stirn, Nase und Wangen waren hinter einer Larve von grauem Sammet verborgen, aus der nur die dunklen Augen in einem seltsamen Feuer hervorblitzten.

Unbekümmert um das Erstaunen, das er damit bei seiner nächsten Umgebung hervorrufen mußte, war Gaston bis an die Brüstung der Loge vorgetreten und hatte sich weit über sie hinabgeneigt, um mit bleichem Antlitz, in dem sich deutlich erkennbar die furchtbarste Spannung malte, und mit weitgeöffneten Augen auf das Schauspiel da unten hinabzustarren. Noch wähnte er nur, daß ihn eine neue Grausamkeit des Schicksals narrte, indem sie ein greifbares, leibhaftiges Ebenbild derjenigen, der fast alle seine kummervollen Gedanken galten, vor ihm erstehen ließ. Noch war es einzig der schmerzliche Zauber der Erinnerung an ein unwiederbringlich verlorenes Glück, dem

er sich angesichts dieser seltsamen Aehnlichkeit hingab; noch lag die Möglichkeit, daß er die Komtesse Xenia Saburow unter den dressierten Löwen eines Zirkus wiedersehen könnte, gänzlich außer dem Bereich seines Vorstellungsvermögens.

Da fiel das blendend helle Strahlenbündel des von einem Punkt der Galerie aus dirigierten elektrischen Scheinwerfers zum erstenmal voll auf das dunkle Köpfchen der maskierten Löwenbändigerin, und nun erst gewahrte Gaston die beiden großen, schwarzen Perlen, die ihre rosigen Ohrmuscheln zierten.

Er hatte die Empfindung, als müsse ihm der wilde Schlag seines Herzens die Brust zersprengen. Jetzt war ja nicht länger eine Täuschung möglich. Er kannte diese Ohrgehänge, wie wenn er sie erst vor einer Stunde zum letztenmal gesehen hätte. Ihre Schönheit war ihm schon aufgefallen, als er auf dem Ballfest des Botschafters mit Xenia getanzt hatte, und auf jenem unvergeßlichen Ausfluge, den sie gemeinsam von Tereszewicze aus unternommen hatten, um den alten Bärenjäger zu suchen, war des längeren zwischen ihnen von diesen Perlen die Rede gewesen, die der Komtesse als ein Lieblingskleinod ihrer verstorbenen Mutter besonders ans Herz gewachsen waren.

Gaston dachte in diesem Moment nicht mehr darüber nach, wie aus der stolzen Grafentochter eine Artistin geworden sein konnte, die allabendlich vor einer zusammengelaufenen Menge ihre Künste zeigte und ihr junges Leben aufs Spiel setzte. Er hatte wohl überhaupt kaum einen klaren und bestimmten Gedanken, denn zugleich mit der Gewißheit, daß er keine andere, als die verloren geglaubte Geliebte vor sich habe, war eine unsinnige Angst um sie über ihn gekommen. Es schien ihm unmöglich, daß sie diesen entsetzlichen Ort lebend verlassen könne; aber er bemühte sich umsonst, die Einzelheiten der Vorgänge im

Löwenkäfig zu erkennen, denn vor seinen sonst so scharfen Augen lag es wie ein Schleier, durch den er nur noch wie Spukgestalten die fauchend und brüllend durcheinander laufenden und springenden Löwen sah. Seine Hände gruben sich tief in das Sammetkissen, mit dem die Logenbrüstung gepolstert war, und als dann plötzlich drunten rasch nacheinander zwei eiserne Thüren mit lautem Klirren zugeschlagen wurden, als ein tobender Beifallssturm, der in allen Teilen des Hauses losbrach, ihm verkündete, daß die Produktion zu Ende und alle Gefahr vorüber sei, da fühlte er sich einer Ohnmacht nahe.

„Mein Gott, was ist Ihnen, Marquis?" fragte der Vorgesetzte aus dem Ministerium bestürzt. „Sie sehen ja zum Erschrecken angegriffen aus! Wollen Sie sich nicht wenigstens setzen?"

Der Marquis aber hörte nichts und antwortete nichts. Die Anwandlung von Schwäche energisch niederzwingend, eilte er die Treppe hinab, die von den Logen in den Stallgang führte. Er wußte von einem Reiterfest her, das die vornehme Pariser Gesellschaft vor einigen Jahren in diesem nämlichen Zirkus veranstaltet hatte, wo die Ankleidezimmer lagen, und ohne sich darüber klar zu werden, was er eigentlich thun wollte, lief er in jener Richtung weiter.

Einer der als Stallmeister kostümierten Kunstreiter stellte sich ihm entgegen. „Verzeihen Sie, mein Herr," sagte er höflich, „aber dies ist ein dem Publikum verbotener Weg, denn hier befinden sich die Garderoben der Künstlerinnen."

Das Unsinnige seines Benehmens kam Gaston zum Bewußtsein, und er blieb stehen. „Aber ich muß eine dieser Künstlerinnen sprechen — so bald es nur immer möglich ist. Haben Sie die Güte, mein Herr, mir mitzuteilen, wie ich es anfangen soll, ihr meine Karte zu senden."

Der Stallmeister lächelte ein wenig. Dieser Kavalier, der so vornehm aussah, war allem Anschein nach noch etwas unerfahren in der Kunst, wie man den Damen vom Zirkus seine Verehrung zu erkennen giebt.

„Ich denke, daß eine der Ankleidefrauen diese Mission wohl übernehmen wird," erwiderte er artig. „Geben Sie mir immerhin die Karte und sagen Sie mir, wem Sie gemeldet zu werden wünschen."

Gaston hatte Xenias Namen auf den Lippen, aber noch ehe er ihn ausgesprochen hatte, besann er sich eines anderen. Sicherlich war es ja nicht ihr rechter Name, unter dem sie hier auftrat, und er beging vielleicht eine grobe Ungeschicklichkeit, indem er ihn nannte. Da er kein Programm zur Hand hatte, aus dem er sich hätte darüber unterrichten können, für wen sie hier galt, so sagte er kurz entschlossen: „Es ist die maskierte Dame mit den Löwen, die ich zu sprechen wünsche, und ich würde Ihnen aufrichtig dankbar sein, mein Herr, wenn Sie mir dazu verhelfen wollten."

Mit einer bedauernden Handbewegung wies der Stallmeister jetzt die dargebotene Karte zurück. „In diesem Fall bin ich allerdings außer stande, Ihnen zu dienen. Die Dame empfängt keine Besuche, und sie hat auf das entschiedenste verboten, ihr Briefe, Blumen oder andere Aufmerksamkeiten in ihre Garderobe zu senden. Sie sollten sich in der That nicht weiter bemühen."

„Wo kann ich die Privatwohnung der Dame erfahren?"

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Da ist der Direktor; wenden Sie sich an ihn."

Aber der Direktor, dem Gaston sein Anliegen aussprach, lehnte die Erfüllung desselben nicht minder höflich und nicht minder bestimmt ab, als jener andere. „Ich bedauere unendlich, aber ich habe der Künstlerin mein Wort verpfänden müssen, ihren Namen und ihre Woh-

nung niemand zu nennen, der nicht in amtlicher Eigenschaft danach fragt. Und da Sie mir einen derartigen Beweggrund doch wohl schwerlich nachweisen können, darf ich leider auch zu Ihren Gunsten keine Ausnahme machen."

Dabei blieb er, wie dringend Gaston auch seine Bitten und Vorstellungen wiederholen mochte. Und der junge Mann mußte bald erkennen, daß er auf diese Weise nicht zu seinem Ziele gelangen würde. Um nicht noch mehr kostbare Minuten ungenützt zu verlieren, brach er die Unterhaltung kurz ab und eilte, nachdem er sich seinen Pelz geholt hatte, an der Außenseite des Gebäudes zu jener kleinen Thür, die ihm einer der Beamten auf seine Frage bereitwillig als den Ausgang der Künstler bezeichnet hatte. Von den Wagen, die dort hielten, sicherte er sich einen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, und dann ließ er, in den Schatten eines Mauervorsprunges gedrückt, wohl eine halbe Stunde lang alle die zumeist dicht vermummten Damen und Herren an sich vorüberpassieren, die plaudernd und lachend nach vollbrachtem schweren Tagewerk den Zirkus verließen.

Obwohl er unter den dichten winterlichen Umhüllungen nur bei wenigen die Gesichter hatte erkennen können, war der Marquis doch ganz sicher, daß Xenia nicht unter ihnen gewesen war, und schon fing er an zu fürchten, daß er dennoch zu spät gekommen sein könnte, als ganz zuletzt raschen Schrittes zwei weibliche Gestalten aus der Thür hervortraten, eine kleine, wohlbeleibte, ältere, und eine schlanke, zierliche, junge, deren Anblick Gastons Herz aufs neue in stürmischen Schlägen pochen machte. Wohl mußte er sekundenlang schwer mit der Versuchung kämpfen, ihr nachzueilen und sich ihr auf der Stelle zu erkennen zu geben, aber er hatte inzwischen doch seine ruhige Besinnung hinlänglich zurückgewonnen, um sich zu sagen, daß er damit nicht nur eine Unschicklichkeit, sondern wahr-

scheinlich auch einen Fehler begehen würde, und daß es kein allzu schweres Opfer mehr sei, sich jetzt, wo er gewiß sein konnte, sie nicht wieder zu verlieren, noch für wenige Stunden zu gedulden. Er wartete, bis sie einen der harrenden Fiaker bestiegen hatten, und gab dann, indem er in den seinigen sprang, dem Kutscher einen Wink, dem vorausfahrenden Wagen zu folgen.

Eine Viertelstunde später sah er diesen vor einem unscheinbaren Mietshause in einem der stillsten Vorstadtviertel von Paris halten und die beiden Damen eilig im Innern des Gebäudes verschwinden. Er merkte sich Straße und Nummer und befahl dem Kutscher, ihn nach seiner Wohnung zu fahren.

7.

„Fräulein Zaleski bedauert, den Herrn Marquis nicht empfangen zu können. Sie nimmt überhaupt keine Besuche an und ist zudem heute während des ganzen Tages mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, da wir Paris schon morgen früh verlassen werden. Das gnädige Fräulein bittet also den Herrn Marquis dringend, sich nicht weiter zu bemühen."

Das war der Bescheid, den Gaston am anderen Tage an der Thür von Xenias Wohnung aus dem Munde der alten russischen Dienerin empfing, und da er sich doch nicht wohl mit Gewalt den Eintritt erzwingen konnte, preßte er in heiß aufwallendem Schmerz die Lippen zusammen und ging. Aber er war nicht entmutigt, und unerschütterlich stand der Entschluß in seiner Seele fest, diesmal das Glück nicht wieder aus seinen Händen zu lassen, welcher Anstrengungen es auch immer bedürfen mochte, es festzuhalten.

Er fuhr nach seiner Wohnung zurück und schrieb einen Brief an Xenia, in dem er sie inständig anflehte, ihm Gehör zu schenken und die Freundeshand nicht zurück-

zuweisen, die er ihr biete. Denn nur als Freund, als Bruder wolle er ihr künftig zur Seite stehen, und mit seiner Ehre als Edelmann wolle er sich ihr dafür verbürgen, daß kein Wort der Liebe von seinen Lippen sie beunruhigen solle, solange sie selbst das Verbot aufrecht erhalte. Mit den innigsten Ausdrücken, die seine Sehnsucht ihm eingab, beschwor er sie, ihm noch für diesen Tag eine Zusammenkunft zu bewilligen. Nachdem er so dem Papier alles anvertraut hatte, was sich eben in den kalten geschriebenen Worten aussprechen ließ, schickte er seinen Kammerdiener mit dem Briefe ab, um in einer von Viertelstunde zu Viertelstunde wachsenden fieberhaften Ungeduld der Erwiderung Xenias zu harren.

Aber der Nachmittag verrann, ohne ihm ein Lebenszeichen von ihr zu bringen. Er hatte sich überzeugt, daß für den heutigen Abend ihr Auftreten im Zirkus als Abschiedsvorstellung angekündigt war, und er wußte also, daß er sie jedenfalls dort wiedersehen könne. Aber er wagte es noch immer nicht, seine Wohnung zu verlassen, in der Furcht, daß inzwischen ihre Antwort eintreffen könnte, und das gestrige Erlebnis hatte ihn ja auch darüber belehrt, daß ihre Nummer erst die letzte der ganzen Aufführung war. So lief er noch gegen neun Uhr in einem Zustande höchster Erregung durch die Gemächer seines Hauses und begrüßte es im eigentlichsten Sinne des Wortes wie eine Erlösung, als ihm der Diener jetzt wirklich ein Billet überreichte, das nach seiner Erklärung soeben von einer ältlichen Frauensperson abgegeben worden war, und in dessen Aufschrift Gaston mit dem ersten Blick die festen Federzüge der Geliebten erkannt hatte.

Xenias Antwort auf seine flehentlichen Bitten lautete:

„Herr Marquis!

Schweren Herzens nur habe ich mich entschlossen, nach Paris zu kommen, denn ich wußte ja, daß es die Stadt

sei, in der Sie leben. Ich war sanguinisch genug, zu hoffen, daß ein gütiges Geschick uns beide vor einer nochmaligen Begegnung bewahren würde, und es ist tragisch, daß diese Hoffnung just noch im letzten Moment vernichtet werden mußte. Aber es ist geschehen, und da ich sehe, daß es Ihnen ernst ist mit Ihren Freundschaftsanerbietungen, halte ich es für meine Pflicht, nunmehr alles thörichte Versteckspiel aufzugeben und Ihnen so freimütig zu antworten, wie Sie es um Ihrer Hochherzigkeit willen verdienen.

Nein, Herr Marquis, Sie können mein Freund und mein Bruder nicht sein, weil ich nicht Ihre Freundin und Ihre Schwester sein kann. Auch wenn Sie Ihre Versprechungen halten würden — und ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Sie stark genug wären, es zu thun — ich, ich selbst würde diese Stärke heute ebensowenig besitzen, wie ich sie damals auf Tereszewicze länger als für einen kurzen Tag besaß. Denn ich that meinem Herzen Gewalt an, wie dem Ihrigen, als ich uns jene unnatürliche Rolle zuteilte, die wir beide nur mit so geringem Geschick durchzuführen verstanden. Ich liebte Sie, und weil ich mir dessen bewußt geworden war, sobald ich nach jener Ballnacht erwachte, hatte ich Ihrem Eintreffen auf unserem Gute mit Angst entgegengesehen. Heute brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen, aus welchem Grunde. Ich kannte die zerrütteten Vermögensverhältnisse meines armen Vaters, und ich kannte die unselige Leidenschaft, der er mit Leib und Seele rettungslos verfallen war. Mit voller Bestimmtheit wußte ich, daß wir dem Verderben entgegengingen, und daß es kein Mittel mehr gab, die Katastrophe abzuwenden. Auch wenn ich mir nicht gelobt hätte, meinen unglücklichen Vater niemals zu verlassen, hätte ich unter solchen Umständen doch nicht daran denken dürfen, einen anderen dadurch, daß ich ihm meine Hand reichte, in

unser trauriges Geschick zu verstricken. Darum faßte ich, als ich erfuhr, daß Sie wirklich kommen würden, den Entschluß, mich vor Ihnen zu verstecken, und flüchtete mich in einen Teil unseres Hauses, von dem ich annehmen konnte, daß Sie ihn während Ihrer Anwesenheit nicht betreten würden. Meine Gefangenschaft würde, wie ich wähnte, nur von kurzer Dauer sein, denn ich zweifelte nicht, daß Sie noch vor Ablauf der ersten vierundzwanzig Stunden vor dem wüsten Leben auf Tereszewicze die Flucht ergreifen würden. Aber ich hatte mich darin getäuscht, und Sie wissen, was weiter geschah. Als ich Ihnen jenen Brief schrieb, den Sie aus den Händen meines Vaters empfingen, begrub ich jede Hoffnung auf künftiges Glück. Es hatte mich einen harten Kampf gekostet, meinen Vater von der Notwendigkeit dieser Handlungsweise zu überzeugen und mich seiner Mitwirkung zu versichern; denn er mußte Sie in meinem Auftrage belügen. Ich war nicht nach Moskau gereist, sondern ich befand mich nach wie vor im Schlosse, und ich blickte vom Fenster meines Zimmers aus Ihrem Schlitten noch immer nach, als er schon manche Werst von Tereszewicze entfernt war.

Dann ging es mit Riesenschritten weiter abwärts. Mein Vater starb, und ich war eine Bettlerin. Willig ließ ich mir alles nehmen, aber als der neue Herr des Gutes auch meine Wölfe erschießen lassen wollte, machte ich energisch meine Eigentumsrechte geltend. Freilich konnte ich sie nicht bei mir behalten, denn ich hatte damals eine Stellung als Gesellschafterin in Moskau angenommen und mußte froh sein, als der Besitzer einer dortigen Menagerie sich bereit erklärte, sie ohne Entschädigung in Pflege zu nehmen. Auf meinem Posten fühlte ich mich grenzenlos unglücklich, denn ich bin nun einmal nicht geschaffen, mich in die Launen anderer Leute zu fügen, und war zuweilen nahe daran, meinem Leben selbst ein Ende zu machen.

So oft ich eine freie Stunde hatte, lief ich in die Menagerie zu meinen Wölfen, deren Anhänglichkeit sich verdoppelt zu haben schien, wie wenn sie wüßten, daß sie jetzt meine einzigen Freunde seien. Natürlich ging ich in ihren Käfig nur, wenn die Schaustellung für das Publikum geschlossen war. Aber als mir der Besitzer der Menagerie eines Tages halb im Scherz sagte, daß ich durch die wunderbare Dressur meiner Lieblinge gewaltiges Aufsehen erregen und viel Geld verdienen würde, wenn ich sie öffentlich zeigte, da durchfuhr mich blitzartig der Gedanke, mir auf diese Art die so heiß ersehnte Freiheit zurückzugewinnen. Acht Tage später produzierte ich mich zum erstenmal mit der Larve vor dem Gesicht und unter einem angenommenen Namen. Man überschüttete mich mit Beifall, bezahlte mich sehr gut, und bald hatte ich Gefallen an meinem neuen Beruf gefunden. Die eigentümliche Erscheinung, daß selbst die scheuesten und wildesten Tiere mir von vorherein eine gewisse Zuneigung entgegenbringen, zeigte sich auch jetzt wieder. Nach wenigen Wochen ging ich bereits furchtlos in den Löwenkäfig und nach einem halben Jahre war ich die Besitzerin mehrerer dieser herrlichen Tiere, deren Zähmung und Abrichtung mir mit Leichtigkeit gelang. So wurde ich, was ich heute bin — eine Zirkuskünstlerin.

Jetzt brauche ich keine Komödie mehr zu spielen und keine Lüge mehr zu ersinnen, um Sie an einer Bewerbung um meine Hand zu verhindern, denn jetzt gehören wir beide ja verschiedenen Welten an, die durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt sind. Sie wissen, daß es heute eine Beleidigung sein würde, mir von Liebe zu sprechen, und Sie sind ritterlich genug, es nicht zu thun. Die Freundschaft aber, die Sie mir großmütig bieten — nun Sie wissen es, Herr Marquis, weshalb ich sie nicht annehmen kann, und nun werden Sie,

wie ich hoffe, nicht länger in mich dringen, Sie zu empfangen.

Ich verlasse Paris noch in dieser Nacht. Wieder, und jetzt zum allerletztenmal, rufe ich Ihnen ein Lebewohl zu. Alle guten Geister mögen Ihnen lohnen, was Sie Freundliches an mir zu thun gedachten!

Xenia Iwanowna Saburow."

— — — — — — — — — — — — —

Ein eigentümlicher dumpfer Lärm drang Gaston de Villiers aus dem Innern des mächtigen Zirkusgebäudes entgegen, als er das Vestibül durcheilte. Die Löwen mußten bereits in der Manege sein, denn er vernahm ihr Brüllen, noch ehe sich die letzte Thür vor ihm geöffnet hatte. Aber es war ihm, als hätte dies Gebrüll heute einen wilderen, drohenderen Klang als gestern, und nun hörte er einen verstört aussehenden Menschen im weißen Kittel, der ihn, aus der Arena kommend, unsanft bei Seite stieß, mit heiserer Stimme rufen:

„Eisenstangen herbei — schnell! Es ist die höchste Gefahr! Die Zaleski muß toll geworden sein, sie legt es förmlich darauf an, die Tiere bis aufs äußerste zu reizen. Jede andere als sie hätten sie längst in Fetzen gerissen."

Gaston wußte nicht mehr, wie er in den Innenraum des Zirkus gekommen war. Er wußte nur, daß er plötzlich mitten in der Manege stand, daß eine tausendköpfige, angstvoll erregte, schreiende und gestikulierende Menschenmenge ihn umgab — daß unmittelbar vor ihm Xenia inmitten ihrer Löwen stand, und daß eines der Tiere mit einem gräßlichen Ausdruck der Wut in den glitzernden Augen sich drei Schritte von ihr entfernt niederduckte, wie eine Katze sich niederduckt, wenn sie auf das belauerte Vögelchen springen will.

„Xenia!" schrie er in Todesangst über all den Lärm hinweg, „Xenia!"

Die junge Bändigerin, die ihn bis jetzt nicht hatte sehen können, da sie ihm halb den Rücken zukehrte, wandte sich mit einer raschen Bewegung nach ihm um. Sie hatte seinen Ruf gehört, und sie las in seinem Gesicht, daß er in keiner anderen Absicht hergekommen sein konnte, als um eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, der seine Welt von der ihrigen trennte. Hell und klingend, wie ein jauchzender Freudenschrei kam es von ihren Lippen, und ihre zierliche Gestalt richtete sich auf, daß sie plötzlich um Haupteslänge gewachsen schien.

„Paschol!"

Der Zuruf hatte dem sprungbereiten Löwen gegolten, und scheu kroch das gewaltige Tier zur Seite. Eine Eisenthür wurde klirrend zugeschlagen und unmittelbar danach eine zweite. Beifallssturm tobte brausend durch das Haus und übertönte das Brüllen der Löwen, wie den schmetternden Tusch der Musik.

Aber ob sich die begeisterten Zuschauer auch die Hände wundklatschten und die Kehlen heiser schrieen, die maskierte Bändigerin erschien nicht wieder, um ihnen zu danken. Drüben in ihrem Ankleidezimmer, wohin kein unberufener Blick dringen konnte, ruhte ihr dunkles Köpfchen ohne die verhüllende Larve an der Brust des geliebten Mannes, zwar totenbleich, doch mit einem Ausdruck höchsten Glückes in den noch immer unverändert mädchenhaften Zügen.

„Und ist es wirklich wahr, was sie alle glaubten — du wolltest dich von diesen schrecklichen Tieren zerreißen lassen?"

Xenia schloß die Augen, und ein Erzittern ging über ihre feine Gestalt.

„Ja," flüsterte sie, „ich wollte sterben, denn jetzt, nachdem ich dich wiedergesehen hatte, jetzt hätte ich nicht mehr leben können ohne dich."

Gaston beugte sich herab, um ihre halbgeöffneten Lippen wieder und wieder stürmisch zu küssen. Erschien es ihm doch wie ein Wunder, das er sich die verlorene Geliebte im wahren Sinne des Wortes unter den Löwen hervorgeholt hatte.

Und während von ferne noch immer gedämpft der Beifallsjubel der Menge zu ihnen herübertönte, vergaßen sie alles vergangene Leid in der Wonne des künftigen Glückes.

Von Bethlehem bis Babylon.

Wanderungen im Orient. Von G. Merker.

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Palästinafahrt des deutschen Kaiserpaares tritt immer mehr in den Vordergrund des Interesses und wird ohne Zweifel ein bedeutsames geschichtliches Ereignis abgeben, das noch auf lange hinaus einen wirksamen Einfluß ausüben dürfte.

Als der spätere Kaiser Friedrich, von der Eröffnung des Suezkanals kommend, im Jahre 1869 die heiligen Stätten besuchte, war er erst preußischer Kronprinz. Ein deutscher Kaiser ist seit dem Mittelalter, seit den Kreuzzügen, nicht mehr in Jerusalem gewesen, und daß eine deutsche Kaiserin im Morgenlande weilt, wird überhaupt zum erstenmal in der Geschichte der Fall sein.

Kaiser Wilhelm II. verbindet bekanntlich mit dem Wunsche, das heilige Land kennen zu lernen, den anderen, einen Akt der Pietät zu begehen, indem er der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem, zu der damals sein Vater den Grundstein gelegt hat, persönlich anwohnt. Auch in

Bethlehem wird er bei der Einweihung des Waisenhauses zugegen sein, das der Jerusalem-Verein für verwaiste Armenierkinder erbaut hat.



Ansicht von Bethlehem.

Auf zwei Hügeln, die durch einen Höhenrücken miteinander verbunden sind, 8 Kilometer südlich von Jerusalem, liegt das kleine Bethlehem, in arabischer Umwandlung

Bet Lahem (das heißt Brothausen) genannt, während der Ort in ältester Zeit Ephrata (das heißt fruchtbar) genannt wurde. Er war einer der unbedeutendsten des Landes, wie es ja bei Micha 5, 1 heißt: „Und du, Bethlehem Ephrata, bist zwar klein unter den tausend Städten Judas; aber von dir wird ausgehen, der mein Volk Israel regieren soll." Berühmt wurde die durch König Rehabeam befestigte Stadt, die dem sich ihr nähernden Reisenden als ein wirrer Haufen von Hütten und Häusern mit platten Dächern zwischen terrassenförmig angelegten Gärten erscheint, zunächst wegen der Weisheit und Tapferkeit seiner Geschlechter.

Aus den Geschlechtern Bethlehems leitete David seinen Ursprung her, der in den Wüsten bei der Stadt seines Vaters Herden hütete, bevor er König von Juda wurde; als solcher verlieh er dann seiner Heimatstätte den Beinamen der Stadt Davids. Ein noch höherer Glanz und ewiger Ruhm aber umstrahlte Bethlehem, als in Erfüllung von Michas Weissagung Jesus Christus dort in der Krippe einer Felsenhöhle geboren ward, die damals wahrscheinlich außerhalb des Ortes sich befand und den Eltern des Heilandes als Unterkommen diente. Ueber ihr erhebt sich das bemerkenswerteste Gebäude in Bethlehem, die von allen Pilgern und Touristen besuchte Marienkirche (St. Maria a praesepio), und da die Ueberlieferung, welche jene Grotte als die Geburtsstätte des Heilandes bezeichnet, bis in das zweite Jahrhundert zurückreicht, so ist ihr volle Glaubwürdigkeit beizumessen. Daß diese Grotte in jener Zeit als Stall benutzt wurde, kann um so weniger wunder nehmen, als auch heutigestags noch in Palästina Höhlen vielfach dem gleichen Zwecke dienen. Oestlich von der Stadt befindet sich im Thale eine andere Grotte, der Ort der Hirten (er-Râwât von den Arabern geheißen), wo nach der Tradition in der Nacht, da Christus geboren wurde, den ihre Herden hütenden Hirten der Engel des Herrn erschien, um



Der Berg Sinai.

ihnen das frohe Ereignis zu verkünden. Diese Höhle liegt freundlich zwischen Oelbäumen, von einer doppelten, viereckigen Mauer umgeben.


Felsentreppe zum Berge Horeb.

Jenseits des Feldes der Hirten hört bald alle und jede Vegetation auf. Wir betreten die Wüste Juda, deren Charakter völlig übereinstimmt mit der Wüste Sin, die ihre heiße, wasserlose Fläche längs der Küste des Roten Meeres vom Mosesbrunnen bis zu der Stelle ausdehnt, wo die Vorberge des Sinai beginnen, und durch die einst Moses sein Volk führte. Einen wahrhaft imposanten Anblick gewährt die gewaltige Gebirgsmasse des Sinai, auf dessen Höhe Moses die zehn Gebote empfing. Wenn im Frühjahr und im



Edom und der Berg Hor.

Herbst Blitze auf die Gipfel des Berges niederzucken, der Donner in tausendfachem Wiederhall rollt und strömender Regen aus den dunklen Wolken sich ergießt, da übt das gewaltige Naturschauspiel eine geradezu beängstigende Wir-



Damaskusthor von Jerusalem.

kung aus. Mit unbeschreiblichem Toben stürzen die Wasser in den Thälern und Schluchten dahin, die trockenen Wadi verwandeln sich im Nu in gefährliche Bergströme, und der Wanderer, der nicht rechtzeitig die nächsten Höhen erklimmt, vermag oft genug sein so unvermutet bedrohtes Leben nicht mehr zu retten.

Von den Gipfeln dieses Gebirgsstockes im Süden der sinaitischen Halbinsel erhebt sich der Mosesberg (Dschebel Musa), an dessen Fuß das St. Katharinenkloster liegt, wie eine steile Felswand, 2244 Meter über dem Meeresspiegel. Neuerdings bricht sich übrigens unter den Forschern immer mehr die Ansicht Bahn, daß nicht diese Höhe, sondern der schon von den heidnischen Völkern als heilig betrachtete Serbal der eigentliche Berg der Gesetzgebung gewesen sei. Endlich gilt auch der im Norden der Musagruppe gelegene Ras-es-Saffafeh als der in der Schrift erwähnte Berg Horeb. Vielleicht ist aber letzterer



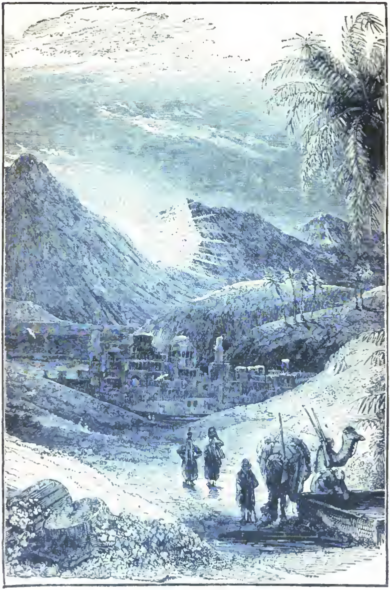
Teich von Siloah.

Name überhaupt nur eine besondere Bezeichnung des nördlichen Teiles des gesamten Sinaigebirges gewesen.

Vom Sinai geleitete Moses sein Volk nach dem südlichen Teile jenes öden Längsthales, das sich vom Südende des Toten Meeres bis zum Golf von Akabah hinzieht: dem höhlenreichen, zerklüfteten, aber dennoch nicht unfruchtbaren Wadi Arabah. Zu jener Zeit bewohnte das streitbare Volk der Edomiter jene Thäler, deren rötliche Felswände der ganzen Landschaft den Namen Edom, das heißt Rotland, gegeben hatten. Im Norden wird dieses durch das tiefe Felsenthal El Ahsi von dem Lande der Moabiter geschieden; im Osten erhebt sich als Fortsetzung der moabitischen Berge das Gebirge Seïr. Der höchste Gipfel des letzteren ist der 1329 Meter hohe, aus buntem Sandstein bestehende Hor, an dessen Ostabhang die Felsenstadt Petra liegt.

Die Edomiter, nach der biblischen Ueberlieferung Kinder Esaus, erwiesen sich als erbitterte Feinde der israelitischen Auswanderer, so daß sich Moses genötigt sah, ihr Gebiet zu umgehen und außerhalb desselben die Wanderung nach dem Gelobten Lande fortzusetzen. Er starb auf dem Berg Nebo in Peräa, jenseits des Jordans, von dem aus er das Land der Verheißung überschaute, das er persönlich nicht betreten sollte. Wer vom südlichen Teile des Jordanthales Jerusalem erreichen will, das David zu seiner Residenz machte, kann entweder die steilen Felsenpfade über das Kloster Mâr Sâba oder den bequemeren Weg über Jericho dorthin einschlagen. Der letztere nimmt eine Zeitdauer von ungefähr neun Stunden in Anspruch.

Der Anblick der „Stadt Davids", besonders von einem der nahe gelegenen Hügel, überrascht ungemein und prägt sich wie zur Zeit der Kreuzfahrer dem Geiste des modernen Reisenden in unauslöschlichen Zügen ein. Starke Steinmauern mit vorspringenden Türmen und wohl geschützten Thoreingängen, unter denen namentlich das Damaskus-



Thal von Ajalon.

thor erwähnenswert, schließen die innere Stadt ein, deren Lage auf einem Gebirgsrücken ihr von vornherein den Charakter einer Festung verliehen hat. Mauern und Thore, die ein rüstiger Fußgänger in weniger als anderthalb Stunden umgeht, umschließen ein Gewirr enger und winkeliger, entsetzlich schlecht gepflasterter und vielfach von Thorbogen überwölbter Straßen, deren Anblick in fast allen Stadtteilen gleich elend ist. Die fromme Ueberlieferung hat die im Inneren Jerusalems wie in seiner Umgebung noch vorhandenen älteren Werke von Menschenhand und die topographisch wichtigsten Punkte durch biblische Erinnerungen zu beleben gesucht. Mag nun auch die neuere Forschung einzelne Irrtümer nachweisen, so übt das Althergebrachte doch einen überwältigenden Eindruck aus, dem sich kein Besucher zu entziehen vermag.

Im gräberreichen Kidronthale liegt die Quelle Siloah (Ain Silwan von den Arabern genannt), mit deren Wasser Jesus den Blindgeborenen heilte. Ueber dem Teich erhob sich im sechsten Jahrhundert eine Basilika, von der aber nur noch kümmerliche Spuren vorhanden sind.

Bekanntlich führt jetzt von Jaffa nach Jerusalem eine Eisenbahnlinie, die jedoch das deutsche Kaiserpaar nicht benutzen wird. Die ganze Strecke beträgt 85 Kilometer, die Fahrt dauert drei und dreiviertel Stunden und berührt sechs Stationen mit je fünf Minuten Aufenthalt.

Die vorletzte Station vor Jaffa ist Ramleh, die „Sandstadt". Rechts vom Bahnhof liegt ein arabischer Friedhof, daneben eine verfallene Moschee mit einem hochragenden Minaret, von dessen Spitze man eine entzückende Aussicht hat. Man schaut nach Nordwesten bis nach Jaffa und nach rückwärts weit ins Land hinein. Man sieht das Meer und das Gebirge; ein ganzes Dutzend berühmter Ortschaften liegt vor dem Beschauer ausgebreitet. Ein Dorf, welches die moderne arabische Bezeichnung Jalo trägt, ist unzweifel-



Der Berg Tabor.

haft das alte Ajalon, das durch die Worte Josuas: „Sonne stehe still zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon!" eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Von Jaffa gelangt der Reisende in einer siebenstündigen Dampferfahrt nach der Bucht von Akka, die sich hinter dem schroff in das Meer vorspringenden Karmel öffnet, und an deren Südende am Fuß dieses Berges die kleine, von den Lloyddampfern angelaufene Hafenstadt Häifa liegt, während am Nordende sich Akka erhebt. Von Häifa, von dem aus Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin den Landweg über Jaffa nach Jerusalem antreten werden, reitet man in sieben Stunden nach Nazareth in Galiläa, der Jugendheimat Jesu. Kaum eine Stunde von dieser Stadt erhebt sich ein mächtiger Kalksteinberg bis zu einer Höhe von 615 Meter über dem Meere. Seinen Fuß umgeben Waldungen, und Dorfschaften, Felsenhöhlen, Klosteranlagen und zahlreiche Trümmer von Bauten der Vorzeit sind auf seinen Abhängen zu finden. Es ist der Berg Tabor (arabisch Dschebel el-Tür), auf dessen gleich einer Kuppel abgerundetem Gipfel die seit dem dritten Jahrhundert nach Christi nachweisbare Tradition die Stätte der Verklärung Christi verlegt.

Weiter nach Norden, in die westlichen, am Meere gelegenen Teile Syriens versetzt uns die Berglandschaft des ehedem durch seine Zedernwälder berühmten Libanons, dessen Anblick von der Küste aus eine Reihe oft mit Schnee bedeckter Ketten mit waldreichen Vorbergen enthüllt. Die höchsten Gipfel erheben sich bis über 3000 Meter und schauen nach Westen auf wohlbebautes Land und grüne Wälder, während die Wogen des Mittelmeeres die Ruinen der einst so hochberühmten Städte der Phöniker bespülen. Der Aufstieg von Beirût, der an der Küste und an einem Bergvorsprung des Libanons gelegenen Hauptstadt des gleichnamigen türkischen Sandschaks in Syrien, zu den nächstgelegenen Höhen ist von hoher malerischer Schönheit und

der Blick über das weite Meer und den Hafen entzückend. Seit 1861 führt eine ausgezeichnete Kunststraße, die eine französische Gesellschaft gebaut hat, von Beirût nach Damaskus; neuerdings vernimmt man aber auch hier bereits den schrillen Pfiff des Dampfrosses. Die 88 Kilometer



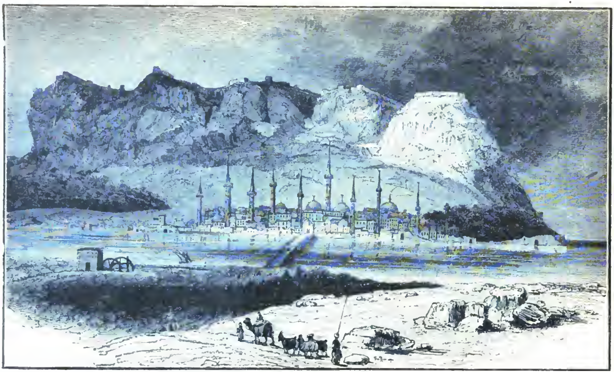
Der Libanon von der Küste aus.

lange Linie von Damaskus nach Hauran an der Grenze der arabischen Wüste ist fertiggestellt, die mit möglichster Beschleunigung erbaut wurde, um der Herstellung einer Konkurrenzbahn von Damaskus nach Hâifa zuvorzukommen. Zu dieser sind aber auch die Vorarbeiten schon fast auf der ganzen, 140 Kilometer langen Strecke in Angriff genommen worden. Der Anschluß von Damaskus nach der Küste bei Beirût soll durch eine 80 Kilometer lange Linie erfolgen,

deren Vollendung jedoch nicht so schnell zu bewirken ist, weil die Ueberwindung des Libanons mittels Tunnels große Schwierigkeiten verursacht. Auch das deutsche Kaiserpaar beabsichtigt, von Beirût aus Damaskus zu besuchen. Auf der Rückfahrt ist ein Abstecher nach Baalbek, dem Heliopolis der Alten, vorgesehen, und die Besichtigung der dortigen großartigen Ruinen wird den Abschluß der Palästinafahrt bilden.

Der Libanon, den die Bahn und die Straße von Beirût nach Damaskus überschreiten, gehört ohne Zweifel zu den herrlichsten Gebirgslandschaften der Erde und eine Reise über diesen stufenförmig vom Meere aufsteigenden Plateaurücken zu den lohnendsten Touren, die der Reisende im Orient überhaupt machen kann. In vielfachen Windungen ziehen sich Straße und Schienenweg über den Libanon und seinen Paß, von da zur fruchtbaren Ebene Bekâa zwischen Libanon und Antilibanon, dem Cölesyrien der Alten, hinunter, dann wieder zum Antilibanon empor und zuletzt allmählich nach Damaskus abwärts.

Von jenen Zedernwaldungen, die einst dem König Salomo das Holz zum Tempelbau lieferten, haben nur dürftige Reste den Sturm der Zeit und die Vernichtung durch Menschenhand überdauert. Etwa vier Kilometer oberhalb Bscherre, am Fuß des kahlen und steilen Dar el Kodib, steht in einer Höhe von 1925 Meter der berühmte Zedernhain. Er umfaßt im ganzen noch etwa 370 Stämme, darunter aber nur fünf, deren Stamm 10 Meter und darüber mißt, keiner aber über 24 Meter hoch. „Diese Bäume sind die berühmtesten Naturdenkmäler der ganzen Welt," sagt Lamartine, der sie im Jahre 1832 besuchte; „Religion, Poesie und Geschichte haben sie alle in gleicher Weise gefeiert. Die Araber aller Sekten hegen eine althergebrachte Verehrung für diese Bäume. Sie schreiben ihnen nicht allein eine vegetative Kraft zu, die sie befähigt, ewig zu



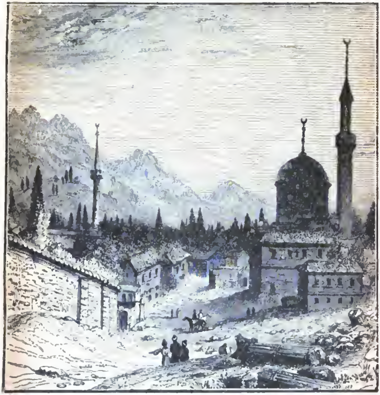
Antiochien in Syrien.

leben, sondern auch eine Intelligenz, welche sie Zeichen von Weisheit und Vorsicht an den Tag legen läßt ähnlich denen der menschlichen Vorahnung und Vernunft. Man sagt, daß sie den Wechsel der Jahreszeiten verstehen: sie recken ihre ungeheuren Aeste, als wären es Glieder, sie breiten die Zweige aus oder ziehen sie zusammen und strecken sie zum Himmel empor oder zur Erde nieder, je nachdem der Schnee sich anschickt zu fallen oder zu schmelzen."

Heute ist Damaskus die Hauptstadt des Wilajets Syrien und die größte Stadt Syriens. Einst dagegen war Antiochia am Orontes die Hauptstadt von Syrien und zugleich einer der Orte, in denen die Entwickelung des Christentums in den ältesten Zeiten seines Bestehens eine mächtige Stütze fand. In Antiochien, der prächtigsten unter den sechzehn von Seleukos Nikator zum Andenken seines Vaters Antiochos erbauten und sämtlich gleichbenannten Städten, war es, wo die erste größere Christengemeinde außerhalb Palästinas sich bildete, und wo der Name „Christen" zuerst genannt wurde. Von hier aus unternahm Paulus als Apostel seine ersten Missionsreisen, und von 252 bis 380 wurden zehn wichtige Kirchenversammlungen hier abgehalten. Als das erste Kreuzheer vor der Stadt erschien, war sie im Besitze der Sarazenen; nach neunmonatlicher Belagerung fiel Antiochien am 3. Juni 1098, und Bohemund von Tarent wurde nun Fürst von Antiochia unter griechischer Lehensherrlichkeit. Noch öfters wechselten die Schicksale der Stadt, bis der ägyptische Sultan Bibars sie 1268 eroberte; seitdem ist sie aus der Geschichte so gut wie verschwunden. Der heutige, von Türken und Syriern bewohnte Ort Antakije nimmt kaum den fünften Teil von Antiochia ein, das in seiner Blütezeit über 500,000 Einwohner zählte. Aus der alten Zeit haben sich fast nur die mit Quadern bekleideten Mauern erhalten, über die man die schlanken Minarets der zahlreichen, aber unbedeutenden Moscheen emporragen sieht. Von Antiochia

bis zum Meere erstreckte sich 22 Kilometer weit die fruchtbare Antiochische Ebene, die noch immer, obwohl jetzt nur wenig angebaut, eine der freundlichsten Thalebenen Syriens bildet.

Von hier versetzen wir den Leser im Geiste nach dem



Thyatira.

westlichen Teile von Kleinasien, um ihm dort gleichfalls das heutige Bild eines Ortes vorzuführen, der für die Entwickelung des Christentums in jenen Gebieten von wesentlicher Bedeutung gewesen ist. Es ist das die jetzige Stadt Akhissar (Weißschloß) im türkischen Wilajet Aidin,

nordöstlich von Smyrna, das alte Thyatira in Lydien, an der von Pergamon nach Sardes führenden Römerstraße. Hier befand sich eine der sieben in der Offenbarung genannten christlichen Kirchen; die Stadt war damals durch ihre Purpurfärberei und Wirkerei berühmt und ist noch heute reich an antiken Resten und Ruinen, welche den früheren Glanz bezeugen.

Der vorhin genannte Name Pergamon ist seit den auf Humanns Anregung seitens der preußischen Regierung von 1878 bis 1886 dort veranstalteten Ausgrabungen, die überaus wertvolle Reste der Architektur und Skulptur aus der Attaliden- und Römerzeit (meist im Berliner Museum) zu Tage gefördert haben, aller Welt vertraut geworden. Die Stadt, welche jetzt Bergama heißt, gehörte im Altertum mit ihrer gewaltigen, auf einem Berge liegenden Akropolis zu den prachtvollsten Niederlassungen von Kleinasien. Sie lag in der mysischen Landschaft Teuthrania und vereinigte alles, was Reichtum, Bildung, Kunst und Wissenschaft zu bieten vermochten. Auch hier bildete sich bereits im ersten Jahrhundert eine christliche Gemeinde, von der verschiedene Mitglieder mit ihrem Blute ihre Glaubenstreue besiegelten.

Aus den biblischen Erinnerungen ist uns auch der Name Ararat geläufig, jener Hochebene am mittleren Araxes in Armenien, deren Berge als Rettungsort der Familie Noah genannt werden. Den Blicken des Reisenden, der von der heutigen russisch-armenischen Stadt Eriwan seinen Weg in südlicher Richtung verfolgt, zeigt sich nach H. Brugsch-Pascha über der ausgedehnten Ebene bereits in einer Entfernung von etwa zehn deutschen Meilen die gigantische Pyramide des Araratgebirges. Der Berg ist in zwei Gipfel gespalten, den Großen Ararat (5156 Meter) und den östlicher gelegenen Kleinen Ararat (4180 Meter), die ein kammartiger Höhenzug verbindet. Wenn die Luft sehr klar ist, dann kann man auf dem Gipfel des Großen Ararat jene drei Spitzen



Der Berg Ararat.

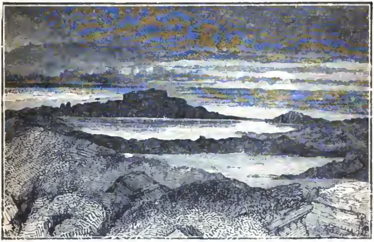
unterscheiden, zwischen denen der Volkssage nach die Arche Noahs geruht haben soll. Die armenischen Christen dieser Gegend halten fest an ihren alten Ueberlieferungen, die mit der Arche und dem Vater Noah im engsten Zusammen-



Pergamon.

hange stehen. „In einer armenischen Kirche," erzählt der genannte Reisende und ausgezeichnete Kenner des Orients, „war ich selber ein altes Holz zu küssen verpflichtet, das aus einem Reliquienschreine hervorgezogen und als ein Stück der Arche Noahs bezeichnet wurde. In der Nähe der Stadt Nachidschewan besuchte ich einen sehr beliebten

Wallfahrtsort der Armenier, das sogenannte Grab Noahs. Es ist ein niedriger turmartiger Rundbau, mit einem kellerartigen Raume darunter. Die Bogenwölbung in demselben wird von einer Säule gestützt. Ein Altar steht unmittelbar bei der Säule; unter ihm soll sich in einem vermauerten Raume das eigentliche Grab des Patriarchen befinden. Man hält so felsenfest an der alten Ueberlieferung, daß selbst aus weiter Ferne armenische Familien ihre Toten nach dieser



Die Trümmerstätte von Babylon.

geheiligten Stelle überführen, um sie in der Umgebung des Noahgrabes zu bestatten."

Die Nachkommen Noahs wollten nach 1. Mose 11, 1 bis 9 einen gewaltigen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, dessen Vollendung aber durch die Sprachverwirrung verhindert wurde. Auf der Trümmerstätte des alten Babylon, nach der wir zum Schluß unserer Wanderungen im Morgenlande den Leser geleiten, und an das sich nicht nur biblische Erinnerungen, sondern infolge der dort entdeckten Keilschriften eine gewaltige uralte Litteratur und

Ueberlieferungen von hohem Werte knüpfen, will man die Ueberreste jenes Turmes bald in dem gegen 40 Meter hohen und 180 Meter langen Hügel Babil im Norden der Kasr oder Burg, bald in dem isoliert im Südwesten aufragenden Birs Nimrud (Nimrodsturm) wiederfinden. Dies und die noch wohlerhaltene innerste Stadtmauer sind im wesentlichen alles, was von jener gewaltigen, uralten Weltstadt an den beiden Ufern des Euphrat, deren Ursprung sich weit über den Anfang des dritten Jahrtausends versteigt, übrig geblieben ist — ein düsteres, von Wasserlachen durchzogenes Trümmerfeld.

Schon zur Zeit der Geburt Christi war der Fluch des zürnenden Propheten über Babylon in Erfüllung gegangen. Die Riesenstadt, deren Name aus dem einheimischen Bâbilu, das heißt Thor Gottes, entstanden ist, war zu einer öden Wüstenei geworden, durch deren Trümmerhaufen Schakale und Hyänen schweifen und Eulen den heiseren Totenruf erschallen lassen. Aber der neueren Wissenschaft ist es gelungen, das Tote zum Leben zu erwecken und aus jenen Ruinen, die so eindringlich die Vergänglichkeit aller Menschenwerke und aller Menschengröße predigen, die Größe der Städte, die Geschichte ihrer Könige und die Namen ihrer Götter zu entziffern und der Vergessenheit zu entreißen.

Gagyisten und Gugyisten.

Kriminalistisches aus Ungarn. Von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Das Gaunertum paßt sich allen Verhältnissen mit außerordentlicher Geschicklichkeit an. Sobald sich neue Verhältnisse bilden, ist auch das Gaunertum zur Stelle, um sich ihnen anzubequemen, und wenn eine Eisenbahn nach dem Mond gebaut würde, so würden sich sicherlich binnen wenigen Tagen Gauner auch auf ihr einfinden, um deren besondere Verhältnisse zu ihrem Vorteil auszubeuten.

Infolge dieser Anpassungsfähigkeit hat auch jedes Land mit eigenartigen Verhältnissen ganz besondere Kategorien von Gaunern. Ein Industriestaat wird andere Gauner haben als ein Handel oder Ackerbau treibendes Land. So finden wir auch in Ungarn auf dem flachen Lande, dort, wo die eigenartigen ungarischen Verhältnisse zur Geltung kommen, eine ganz besondere Species von Verbrechern.

In Uj-Szabolna ist Jahrmarkt. Der Ort liegt in der Nähe der Pußta, und zu einem Jahrmarktstage strömt aus allen Himmelsrichtungen das Volk nach der Stadt. Der kleine Ort von kaum 800 Einwohnern mit seinen niedrigen weiß getünchten Häusern ist dann vollständig überfüllt von Besuchern. In den Straßen stehen die langgestreckten Wagen, zwischen deren Leitern Korbgeflecht liegt, das Stroh für die Sitze enthält. Ueberall sieht man diese Wagenburg

und vor den Wagen die vortrefflichen ungarischen Pferde, die jeder Bauer selbst züchtet. Außer den zwei Kneipen in Uj-Szabolna haben sich für den Jahrmarktstag noch ein halbes Dutzend neue Lokale aufgethan. Aus diesen Kneipen tönt überall Zigeunermusik, hört man das Jauchzen, Singen und Schreien der sich herrlich unterhaltenden Insassen. Der Ungar ist lebenslustig und liebt Musik, Gesang und Wein. Hunderte von Menschen bewegen sich zwischen den Marktbuden, zwischen den aufgefahrenen Wagen. Sie tragen die Tracht der ungarischen Landbevölkerung, die besonders bei den Frauen sehr bunt ist.

Die malerischen Gestalten der Pußtahirten, die statt des Mantels die aus Schafspelz gefertigte Bunda tragen, die eleganten ungarischen Gendarmen mit ihren grünen Uniformen, den schwarz lackierten, runden Hüten, von denen riesige Büsche von Hahnenfedern herunterhängen, Zigeuner, Slowaken, aber auch viele städtisch gekleidete Leute befinden sich unter der Menge. Nehmen wir nun dazu noch die eigentümlichen Typen der Bettler und Bettlerinnen, die Uniformen der Beamten, der Militärs, so giebt das alles ein buntes Bild, das denjenigen, der es zuerst sieht, glauben läßt, er befinde sich auf einem großen Maskenball.

Zusammen mit den Jahrmarktskaufleuten und Käufern, mit den Leuten, die hierher gekommen sind, um sich an dem Jahrmarktstage zu amüsieren, sind aber auch die Gauner erschienen und darunter zwei Spezialsorten ungarischer Gauner: die Gagyisten, welche durch List und Schlauheit ihr Opfer zu berücken suchen, und die Gugyisten, welche gefährlicher sind, weil sie, wenn es sein muß, mit Gewalt ihre Opfer ausplündern, und die eigentlich nichts sind, als modifizierte Straßenräuber. Gagyisten und Gugyisten sind besonders dadurch gefährlich, daß sie nicht einzeln, sondern gruppenweise auftreten, und daß sie faßt immer Verkleidungen wählen. Die üblichste Verkleidung bei ihnen

ist die eines abgedankten Soldaten in sehr defektem Mantel, die Tracht eines biederen Landmannes oder auch die eines städtisch gekleideten, vornehmen Mannes, eines Hausbesitzers, eines Advokaten oder Kaufmannes. Natürlich ist auf dem Markt nicht bloß eine Gruppe, sondern es sind mehrere solcher Gruppen vorhanden, die sich untereinander kennen und, wenn es sein muß, sich gegenseitig in die Hände arbeiten.

Diese Jahrmärkte sind zugleich große Viehmärkte, auf denen besonders viele Pferde ge- und verkauft werden. Den Platz, auf dem der Pferdehandel vor sich geht, sucht sich nun eine Gruppe von Gagyisten aus, die wir einmal näher ins Auge fassen wollen.

Soeben hat ein Bauer ein schönes selbstgezogenes Pferd für eine stattliche Summe von mehreren hundert Gulden verkauft. Noch einmal klopft der Verkäufer dem Pferd zum Abschied auf den Hals und sieht ihm fast wehmütig nach, als es fortgeführt wird. Dann zählt er die Papierscheine nach, die er als Bezahlung für das Pferd erhalten hat. Im nächsten Augenblick steht ein biederer Landmann neben dem Bauern und sieht ihm zu, wie er das Geld durchzählt. Dieser Biedere ist ein Gagyist.

„Ihr seht nach," beginnt er das Gespräch, „ob sich falsches Geld unter dem Gelde da befindet? Ja, ja, man muß sehr vorsichtig sein! Wollt Ihr es glauben, ich bin heute auch betrogen worden: ich habe zwei Ochsen verkauft und habe eine gute Summe Geldes dafür erhalten. Ich glaube aber, es ist falsches Geld darunter, man kann sich nicht genug davor in acht nehmen, betrogen zu werden."

In diesem Augenblick naht ein vornehm gekleideter Mann, der zweite Gagyist.

Der angebliche Landmann stürzt auf ihn zu und sagt: „Wie gut ist es doch, Herr Doktor, daß ich Sie hier treffe, wollen Sie nicht nachsehen, ob sich unter meinem Geld falsche Banknoten befinden?"

Er reicht dabei dem feinen Herrn ein Paket Guldenzettel.

Zur Erklärung sagt er dem Opfer: „Das ist der Advokat aus unserem Städtchen, ein kluger Mann und ein liebenswürdiger, nobler Herr, der sich mit jedem Bauern abgiebt!"

Der Herr Advokat prüft mit Kennermiene die Guldenzettel und entdeckt unter ihnen zwei falsche. „Ihr habt Euch betrügen lassen, mein Freund," sagt er zu seinem Complicen, „hier sind zwei falsche Guldenzettel. Ich will sie sofort zerreißen, denn es ist höchst gefährlich, falsches Geld bei sich zu führen. Wenn man im Besitz falschen Geldes betroffen wird, kann man große Unannehmlichkeiten mit der Polizei und dem Gericht haben."

Er zerreißt die Falsifikate, und es ist eigentlich selbstverständlich, daß nun der harmlose Bauer den klugen Advokaten bittet, doch auch einmal s e i n Geld durchzusehen.

Gutmütig prüft der Advokat auch die Geldscheine des Opfers. Er läßt sie rasch durch seine Hand gleiten und eskamotiert mit großer Geschicklichkeit eine oder mehrere größere Banknoten. Dann giebt er das Geld zusammengefaltet dem Bauern zurück und sagt ihm: „Es ist alles in Ordnung, Ihr könnt von Glück sagen, guter Freund."

Der Bauer steckt unter Danksagungen sein Geld beruhigt wieder ein, und erst zu Hause, wenn er es noch einmal nachzählt, bemerkt er, daß ihm auf unerklärliche Weise zehn oder zwanzig Gulden abhanden gekommen sind.

Dasselbe Spiel wiederholen die Gauner, wenn es geht, auf dem Pferdemarkt mehrmals, aber sie treiben es auch auf der Abteilung des Marktes, wo man die Kramwaren feil hat.

Ein alter, abgedienter Soldat humpelt durch die Menge. Plötzlich bückt er sich und hebt etwas auf, das er rasch unter seinem Mantel verbirgt. Er wirft einen zornigen

Blick auf einen ungarischen Bauern, der ihm bei dem blitzschnellen Bücken zugesehen hat. Dieser Soldat ist ein Gaunerist und der Bauer das Opfer, dessen Aufmerksamkeit er auf sich zog. Immer wieder prüfend sieht der Soldat den Bauern an, und endlich sagt er zu ihm: „Nun, guter Freund, wenn Ihr schon zugesehen habt, dann kann ich die Sache nicht vor Euch verbergen. Seht her" — und er zeigt dem Bauern vorsichtig eine Börse mit Goldstücken gefüllt — „das habe ich soeben gefunden. Natürlich habt Ihr auch einen Anteil an der Sache, denn Ihr habt die Börse gleichzeitig mit mir zusammen gesehen."

Der Soldat nimmt ein Goldstück aus der Börse und sagt dem Bauern: „Geht doch einmal dort hinüber in den Laden und wechselt das Goldstück. Kauft etwas Tabak, wir wollen sehen, was diese Goldstücke wert sind."

Der Bauer verschwindet und kommt bald darauf mit einer Handvoll Silber und Papiergeld zurück. Das Goldstück war ein echter Dukaten.

Natürlich war dieser Dukaten der einzige echte. Die anderen Goldstücke in der Börse sind Spielmünzen oder Nachahmungen von Goldstücken, und der erste Dukaten war der Lockvogel für den Bauern.

„Selbstverständlich müssen wir jetzt teilen," sagt der alte Soldat.

Die Habgier des Bauern ist rege geworden und er ist ganz einverstanden damit, die Hälfte der Goldmünzen zu erhalten. Sie wollen auch bereits in eine Kneipe eintreten, um dort die Teilung vorzunehmen, als der Soldat plötzlich sagt: „Was nutzt mir das Gold? Ich komme doch nur in die größten Verlegenheiten damit, denn ich bin ein armer, ausgedienter Soldat, der vom Betteln lebt. Wie soll ich mich über den Erwerb des Geldes ausweisen. Kauft Ihr mir meinen Anteil an Goldmünzen ab, ich lasse sie Euch billig, gebt mir meinetwegen viel weniger, aber gebt

mir Gulden. Wenn ich solche bei mir führe, ist das nicht verdächtig."

Der Bauer sieht ein, daß er auf diese Art ein gutes Geschäft machen kann, indem er dem Soldaten weniger bietet, als die Goldstücke wert sind. Er zahlt vierzig oder fünfzig Gulden, während nach seiner Ansicht die Goldstücke das Doppelte wert sind, und nimmt dafür die Börse an sich. Um nicht Aufsehen zu erregen, zieht er sie gewöhnlich auf dem Markt nicht mehr hervor. Erst wenn er das erste Mal ein Stück wechseln will, entdeckt er, daß man ihm Falsifikate in die Hand gespielt hat.

Viel komplizierter ist das folgende, genau nach der Wirklichkeit geschilderte Manöver. An das Opfer tritt ein Gagyist im Kostüm eines Bauern heran und beginnt mit ihm ein Gespräch über das Wetter, über die Marktpreise und die Ernteaussichten, über Politik. Dann äußert er, er habe erfahren, ein reicher Kaufmann habe auf dem Markte einen Beutel mit Gold verloren.

„Nun," fährt der Gagyist fort, „warum giebt er auf sein Geld nicht besser acht? Wenn ich es fände, ich würde es nicht abliefern. Wer so viel Geld verlieren kann, hat auch noch mehr und wird dadurch nicht arm, und wie wohl thäte es unsereinem, sich auch einmal im Besitze eines Beutels mit Gold zu sehen. Ihr würdet doch auch nicht das Geld wiedergeben?"

Gewöhnlich antwortet der Bauer: „Selbstverständlich nicht" — und durch diese Erklärung weiß der Gagyist, daß das Opfer bereit ist, sich rupfen zu lassen. Würde der Bauer erklären, er wolle keine Fundunterschlagung begehen, wenn er das Geld fände, sondern wolle es abgeben, so würde sich der Gagyist ein anderes Opfer aussuchen.

Der Gagyist entfernt sich darauf. Einige Minuten später tritt an den Bauern, der gerupft werden soll, ein ausgedienter Soldat heran.

„Aus welchem Dorfe seid Ihr?“ fragt er den Bauern.

Der Bauer giebt seinen Heimatsort an. Der Soldat thut erstaunt und sagt: „Dann kennt Ihr gewiß meinen Kameraden Janos?“

Nun giebt es kaum ein ungarisches Dorf, in dem nicht ein Kriegsinvalide mit dem so häufig vorkommenden Namen Janos (Johann) zu finden wäre.

„Gewiß,“ erklärt der Bauer, „Ihr meint den Bertes Janos?“

„Natürlich, den meine ich,“ erklärt der Soldat. „Wie geht es denn dem alten Freund? Wie oft haben wir den letzten Bissen Brot im Feld geteilt und unter einem Zelt geschlafen!“

Der alte Soldat beginnt jetzt eine lebendige Schilderung seiner Kriegszüge und versteht es, den Patriotismus des Bauern zu entfachen, indem er ihm von ungarischen Heldenthaten erzählt.

„Und wie geht es dem guten Janos denn?“ fragt schließlich abermals der Soldat. „Hat er sein Haus, sein Feld?“

Kriegsinvaliden sind gewöhnlich keine Kapitalisten, und so erfährt der Soldat denn, daß sein ehemaliger Kamerad sich in recht dürftigen Verhältnissen befinde.

„Das thut mir leid,“ sagt der Soldat, „er hat ein besseres Schicksal verdient, wie gern würde ich ihm helfen. — Und ich kann ihm jetzt helfen,“ fährt er fort, „der Himmel hat mir wohlgewollt, ich bin in den Besitz von Geld gekommen. Man kann Euch doch trauen?“

Der Soldat lüftet vorsichtig seinen Mantel und zeigt dem Bauern einen Beutel mit Geld.

„Ich habe ihn hier auf dem Markte gefunden, und ich wäre thöricht, wenn ich ihn wieder zurückgeben wollte. Man muß es verstehen, das Glück festzuhalten, wenn es sich einmal nähert.“

Dann thut der Soldat plötzlich erschrocken und sagt:

„Wie thöricht von mir, Euch zum Mitwisser meines Geheimnisses zu machen. Ihr könnt mich ja verraten. Ihr werdet es aber nicht thun, nicht wahr? Ich bin auch gern bereit, Euch etwas abzugeben von meinem Fund."

Ist die Unterhaltung so weit gediehen, so giebt der Gagyist ein Zeichen, und es erscheint der vornehm gekleidete Herr. An ihn wendet sich der Soldat mit der Frage, was wohl ein Goldstück, das er ihm zeigt, und das er dem Beutel entnommen hat, wert sei.

Der Herr prüft das Goldstück sehr sorgfältig und sagt dann: „Ich will Euch zehn Gulden dafür geben."

Er nimmt das Goldstück und zahlt in der That zehn Gulden an den Soldaten.

„Habt Ihr noch mehr davon? Zu zehn Gulden das Stück nehme ich Euch ab, so viel Ihr habt," sagt der Herr.

Der Soldat wird aber anscheinend ängstlich und erklärt, er habe nichts mehr. Dann geht er mit dem Bauern abseits, und nun beginnt dasselbe Manöver wie vorhin. Es soll geteilt werden, der Soldat erklärt aber, der Besitz von vielen Goldstücken bei ihm würde verdächtig sein, und er beschwatzt den Bauern, ihm seinen Anteil billig abzukaufen. Der Bauer bezahlt dann hundert oder zweihundert Gulden, die er für Pferde oder Ochsen eingenommen hat, an den Gauner, um erst später zu bemerken, daß er betrogen ist.

Natürlich wiederholen die Gauner aber nicht diesen „Trick" in derselben Weise, wie hier angedeutet, sondern sie haben immer wieder neue Variationen. Sie erfinden immer wieder neue Kniffe, so daß selbst Leute, die schon einmal von den Gagyisten gerupft worden sind, doch noch zum zweitenmal auf ihr Manöver hineinfallen.

Aber nicht nur auf dem Platze draußen treiben die Gagyisten ihr Wesen, sondern auch in den Kneipen.

Der Ungar hat als Nationallaster das Spiel. Wenn er gemütlich ist, so trinkt und singt oder spielt er, und

selbst die Bettler spielen am Straßenrand um die zusammengebettelten Kupferkreuzer. Ueberall in den Kneipen sieht man Leute sitzen, die ihr Häufchen Geld neben sich haben und Karten oder Würfel spielen. Durch Schaden klug geworden, spielt der ungarische Bauer aber nicht mit fremden Leuten auf dem Markt. Er weiß, daß sich zu leicht Falschspieler an ihn heranmachen können, die ihn ausplündern. Deswegen spielt er nur mit Bekannten, mit Freunden, und der Gagyist kann also durch Falschspielen nichts verdienen. Er kann aber, wenn er als Bauer verkleidet ist, sich neben den Tisch setzen und dem Spiel zusehen.

Der Gagyist raucht eine schöne, silberbeschlagene Meerschaumpfeife, deren Kopf unten mit einer klebrigen Masse bestrichen ist. Beim Zusehen legt er sich so weit herüber, daß der Pfeifenkopf auf das Geldhäufchen des einen Spielers zu liegen kommt. Wenn der Gagyist den Pfeifenkopf zurückzieht, kleben immer einige Silbermünzen an dem Pfeifenkopf, die er rasch abnimmt, um dann das Manöver zu wiederholen. Der Spieler in seinem Eifer weiß gar nicht, daß ihm Geld abhanden gekommen ist, und zählt er hin und wieder sein Geld, so muß er annehmen, daß er schon mehr verloren hat, als er glaubte. —

Ist der Markt zu Ende, und treten die Leute ihre Heimfahrt an, so tritt der Gugyist in Thätigkeit. Er stellt sich am Wege auf und bittet die vom Markte Zurückkehrenden, ihn mitfahren zu lassen, da er einen weiten Weg in die Pußta zu machen habe. Diese Bitte wird ihm niemals abgeschlagen. Nun sind die Insassen der heimkehrenden Marktgefährte fast ausnahmslos stark angeheitert, und selbst die Frauen haben etwas über den Durst getrunken. Der Gugyist hat noch eine Flasche mit gutem Wein bei sich, manchmal auch einen Slibowitz, und von diesem Wein oder Schnaps läßt er die Wageninsassen trinken.

In das Getränk ist aber ein Schlafmittel hineingemischt

und bald schläft alles auf dem Wagen. Jetzt ist die rechte Zeit für den Gugyisten gekommen. Er ergreift die Zügel, lenkt den Wagen ab, hebt die Insassen vom Wagen herunter, nimmt ihnen bar Geld und alle Wertsachen, die sie bei sich haben, ab. Dann setzt er sich auf das Fuhrwerk und fährt mit den Pferden davon, um sie irgendwo zu verkaufen. Das Erwachen der Leute, die mit dumpfem Kopfschmerz mitten in der Nacht im Freien wieder zu sich kommen, ist natürlich kein angenehmes.

Aber nicht nur auf die Landleute hat der Gugyist es abgesehen, sondern auch auf die Kaufleute, die vom Markte mit ihren Waren oder Geldern zurückkommen.

Ein Mädchen steht am Wege und bittet einen solchen Marktkaufmann, der gewöhnlich nicht allein fährt, sondern einen Kutscher bei sich hat, mitfahren zu dürfen. Nach erteilter Genehmigung steigt sie vorn auf den Wagen zu dem Händler und dem Kutscher und beginnt nun eine höchst interessante Geschichte vom Markte zu erzählen, welche die Aufmerksamkeit der Hörer vollständig in Anspruch nimmt. Unterdessen machen sich die Gugyisten, drei oder vier Mann stark, hinten an den Wagen und schneiden die Stricke durch, welche die Kisten an dem Wagen festhalten. Die Kisten werden rasch im Straßengraben oder hinter einem Busch niedergelegt, dann wird dem Mädchen ein Zeichen gegeben und sie steigt ab, um angeblich auf einem Fußweg zu dem einsam gelegenen Gehöft zu kommen, wo sie zu Hause ist. Merken die Bestohlenen das Treiben der Gugyisten, so kommt es diesen auch nicht darauf an, Gewalt zu verüben. Sehr oft ist das Frauenzimmer ein verkleideter Mann, der zu dem Zweck vorn Platz nimmt, um wenigstens einen der Wageninsassen unschädlich zu machen, oder um sich im geeigneten Augenblick der Zügel der Pferde zu bemächtigen. Diese Halunken schrecken, wenn sie Widerstand bei ihrem Opfer finden, selbst vor Mord und Totschlag nicht zurück.

Ein bei diesen gewaltthätigen Räubern üblicher „Trick" ist es auch, den Kutscher aufzuhalten, um sich angeblich von ihm Feuer für die Pfeife zu erbitten. Hält der Kutscher, so wird er im nächsten Augenblick vom Wagen heruntergerissen, und rechts und links aus dem Straßengraben springen Gehilfen des Gugyisten heraus, welche die Pferde festhalten und Kutscher wie Marktfahrer, wenn es sein muß, unschädlich machen. Auch Wanderer, betrunkene und nüchterne, die vom Markte kommen, werden von den Gugyisten aufgehalten und ausgeplündert.

Die vortreffliche ungarische Gendarmerie patrouilliert zwar so eifrig, wie nur möglich, aber sie kann nicht überall sein, und die Gugyisten wissen daher immer wieder ihr Opfer zu finden und zu berauben.

Joe, der gebildete Affe.

Ein Wunder der Abrichtung. Von E. D. Hopp.

Mit 8 Illustrationen.

In einer seiner so ansprechenden kleinen Erzählungen hat Wilhelm Hauff eine hübsche Episode aus der Geschichte eines Affen erzählt, der von dem, der ihn gezähmt hatte, in der besten Gesellschaft als ein excentrischer junger Mann eingeführt und auf Grund seines angeblichen fabelhaften Reichtums überall mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen wurde. Vor dem Reichtum dienert alles; von dem Reichen läßt man sich alles Unpassende und Unhöfliche, selbst das Widerwärtige gefallen, dem Reichtum verzeiht man die flegelhaftesten Manieren und die schmählichste Arroganz — das ist der kurze Sinn seiner Geschichte. Schließlich entpuppt sich der junge vornehme Herr als ein abgerichteter Affe, der, des Zuchtmeisters ledig, in seine ursprüngliche Wildheit und Bösartigkeit zurückfällt.

Ein neuerer englischer Schriftsteller hat ein ganz ähnliches Thema in einem dreibändigen Roman verarbeitet, er läßt in ihm eine geheimnisvolle Persönlichkeit auftreten; die sich nach den unheimlichsten Vorgängen als ein Affe entpuppt, wobei dann freilich das ganze Kartenhaus der künstlichsten Motive und der gewagtesten Vermutungen mit

einem Schlage zusammenbricht und kaum noch irgend eine Spur von Interesse zurückläßt.

Weit interessanter jedoch als solche freien Erfindungen ist die Geschichte des Affen Joe, den unsere Bilder nach photographischen Originalaufnahmen zeigen. Joe ist durch-



Joe

Nach einer Photographie von Browning, Portland, Oregon.

aus kein Fabelwesen, sondern von Fleisch und Bein und bereits von vielen hunderttausend Menschen angestaunt worden. Die ganze Kinderwelt der Vereinigten Staaten Nordamerikas kennt Joe, den gebildeten Affen, der im Anzuge eines modernen Menschen mit Stiefeln, Beinkleidern, Weste und Jacke, mit weißer Wäsche, Uhr nebst Uhrkette und

Schlafkäppchen dem typischen „Pat"*), etwa einem wohlhabend gewordenen alten Irländer ganz merkwürdig gleicht. Hierin liegt das Geheimnis der ungeheuren Popularität, die Joe in Amerika gewonnen hat, er ist das ins Komische und Groteske verzerrte Urbild eines alten irischen Mannes.



Joe frühstückt.
Nach einer Photographie von Jones & Kennett, San Francisco.

Bekanntlich wohnen in der Union mehr Irländer, als in Irland selber, und bei gewissen Gelegenheiten, vor allem bei dem St. Patricksfest, das im März jedes Jahres stattfindet, hat man Muße, die reichhaltigste Zusammenstellung häßlicher Iren in den großen amerikanischen Städten im

*) Spottname der Irländer.

Festzuge kennen zu lernen. Unter den mit grünen Schärpen behangenen „Pats“, die dann im Parademarsch die Orte durchziehen, giebt es sicherlich mehrere Dutzend, die unserem Joe ganz verzweifelt ähnlich sehen.

Der eingeborene Amerikaner läßt sich vom Irländer



Joe schreibt einen Brief.
Nach einer Photographie von Browning, Portland, Oregon.

nicht selten beherrschen; seit mehr denn einem Jahrhundert ist er mit ihm innig verschwägert, er kann nicht mehr von ihm loskommen. Aber der Amerikaner hat Sinn für derben Humor, für Uebertreibung, für den Witz im Stile Mark Twains. Und darum hat der gebildete Affe Joe, die Karikatur eines Irländers, gerade bei den Yankees so besonderen

Erfolg gehabt. Vor wenigen Jahren reiste ja auch ein Amerikaner, Namens Warner, nach Afrika, um dort an Ort und Stelle die Sprache der Affen zu studieren, die er entdeckt haben wollte. Er hatte die Laute und das Geschrei der Affen in ein gewisses System gebracht, das er ein wissenschaftliches nannte.



Joe auf dem Wege zum Verderben.
Nach einer Photographie von Browning, Portland, Oregon.

Dem gebildeten Joe fehlt allerdings nur die Sprache, vieles andere ist ihm von seinem Wärter und Lehrmeister in so vollkommener Weise beigebracht worden, daß ein Vergleich mit einem Menschen, der sich geistig auf niedriger Stufe befindet, nicht unangebracht erscheint. Joe sitzt wie ein behäbiger alter Rentier beim Frühstück, steckt die Serviette an und trinkt und ißt manierlicher, als ein gewöhnlicher

Jre. Er wäscht und badet und putzt sich ganz wie ein Mensch, und wenn sein Wärter ihn freundlich anredet: „Joe, willst du nicht einen Brief an deine alte Frau schreiben, sie sehnt sich nach einem Lebenszeichen von dir," so setzt er sich sofort hin, rückt sich Papier und Tinte zurecht und ergreift die Feder. Schreiben kann er allerdings so wenig wie ein irischer Straßenkehrer, er bringt nur Klexe und wirre Linien hervor; aber von der Ferne betrachtet, nimmt er sich vollständig wie ein briefschreibender Pat aus.



Joe als Maurergehilfe.
Nach einer Photographie.

„Joe, hier hast du den J-Punkt vergessen!" bemerkt sein Erzieher. Joe sieht scheinbar sofort ein, um was es sich handelt, und malt einen dicken Tintensee auf die Mitte des Papiers. Dies ist eine der Glanznummern seiner Leistungen; die Kinder pflegen seine J-Punkte ganz besonders mit jubelndem Beifalle zu begrüßen.

Nicht weniger wird Joe beklatscht, wenn er sich mit

einer Flasche Whisky an den Tisch setzt. Der starre Blick, den er dabei annimmt, berechtigt zu der Unterschrift der photographischen Aufnahme: „Joe auf dem Wege zum Verderben." Will man den kolossalen Beifall erklären, der dieser Leistung Joes unweigerlich gezollt wird, so muß man ebenfalls wieder die amerikanischen Verhältnisse ins Auge fassen und verstehen. In Amerika wird nicht nach deutscher Weise getrunken, man kennt dort nicht den mäßigen erheiternden Genuß von Wein und Bier. Bei uns pflegen die Vertreter der gebildeten Stände sich nicht selten um den Stammtisch im Wirtshause zu scharen, um nach der Arbeit, nach des Tages Last und Hitze, in anregender Gesellschaft Gleichgesinnter ein Stündchen beim Becher zu verbringen. Anders in Amerika. Der Wirtshausbesuch ist dort in vielen besseren Kreisen geradezu verpönt, und die Temperenzbewegung hat Millionen von Anhängern. Und das hat seinen guten Grund, denn das übliche Trinken am Schanktisch, wo man stehend ein halbes Wasserglas des furchtbar starken Whisky herunterstürzt, um dies Experiment nach einer Stunde abermals zu wiederholen, hat zur Folge, daß Verbrechen im Trunk und Säuferwahnsinn nirgends häufiger sind, als in Nordamerika. Man hat daher nicht so ganz unrecht, wenn man dort der Meinung ist, daß sich der Trinker (es ist stets der Schnapstrinker gemeint) auf dem geraden Wege zum Verderben befindet. Ganz besonders ist Pat, dem Joe so auffällig gleicht, wegen seiner wüsten Trunksucht berüchtigt. Im Programm Joes ist dies also eine der wirksamsten Nummern.

Auch Joe als Maurergehilfe ist eine beliebte Figur. Unser gebildeter Affe ahmt den arbeitenden Bauhandwerker auch darin auf das ergötzlichste nach, daß er mit den Vorbereitungen zur harten Arbeit weit mehr Zeit verbraucht, als bei der Arbeit selber; demgemäß dauert sein Auf- und Niedersteigen recht lange, bald rückt er seine Filzmütze zu-

recht, bald ist ihm die Stummelpfeife ausgegangen, kurz, er ist Lohn-, nicht Accordarbeiter, was bekanntlich einen großen Unterschied in der Schnelligkeit aller Bewegungen bedeutet. Dabei sind seine Manieren ungezwungen und natürlich



Joe als Konstabler.
Nach einer Photographie von Elmer & Chickering, Boston.

und wenn das Publikum lacht, nimmt er ersichtlich teil an der allgemeinen Freude.

Da die Polizei Amerikas vielfach aus Irländern besteht, wird auch Joe als Konstabler bewundert, obwohl der Anblick der Greiffüße nicht recht zu der Darstellung paßt.

Viel naturwahrer erscheint unserer Schimpanse als Radler. Seine gekrümmte Haltung paßt vortrefflich zum Radfahren, wie es jetzt betrieben zu werden pflegt, unendlich praktisch, aber auch unendlich schönheitswidrig.



Joe als Radler.
Nach einer Photographie von Jones & Kennett, San Francisco.

Die Schlußnummer zeigt uns Joe auf seinem Lager. Der gebildete Affe hat es sich bereits abgewöhnt, auf dem Fußboden, auf ebener Erde zu schlafen. Charakteristisch ist dabei für ihn die Haltung der einen Hand, mit der er sich, als ob er auf einem heimatlichen Baume säße, instinktiv vor dem Hinunterpurzeln bewahren will.

Man sieht, die Dressur hat einen großen Erfolg gehabt, einen völligen Triumph gefeiert, nicht etwa durch Anwendung brutaler Gewalt und roher Strafen, wie sie der in



Joe im Bett.
Nach einer Photographie von Elmer & Chickering, Boston.

Freiheit erzogene Yankee grundsätzlich — so behauptet er wenigstens — zu vermeiden pflegt, sondern durch liebevolles Eingehen auf die Affennatur, der die Nachahmungssucht sozusagen im Blute steckt. Auch gelehrte Amerikaner haben Joe untersucht und beobachtet, allerdings ohne große

Ergebnisse. So gelehrig Joe ist, so wenig denkt er nach, der Hund und der Elefant übertreffen ihn hierin bedeutend; der einzige Vorzug, den Joe besitzt, ist eben seine Menschenähnlichkeit.

Joe, der schon jung eingefangen und als kostbares Tier, das seinem Herrn und Meister viel Geld verdient, stets mit ausgesuchter Vorsicht und Sorgfalt behandelt wurde, ist durchaus nicht bösartig, vielmehr sanft wie ein zweijähriges Kind. Vor einer Kautschukschlange wich er anfangs zurück und flüchtete sich voll Schreck in die Arme seines Wärters; nachdem er aber eingesehen hatte, daß das künstliche Reptil ihm keinen Schaden bereite, steckte er es in den Mund, um daran zu saugen. Elektrische Schellen erfüllten ihn ebenfalls zuerst mit Furcht, er kroch unter Tisch und Stühle, um den Klang zu entdecken; heute aber hat er sich auch hieran gewöhnt, er drückt mit gravitätischer Miene auf den Knopf und weiß, daß sodann ein Ton erfolgt, wenn ihm auch die Ursache verborgen bleibt. Aber wie vielen Menschen geht es nicht ebenso! Einen bemalten Thonaffen liebkoste er, doch nur einen Augenblick, er mußte entdeckt haben, daß dieser Affe eine tote Masse war, und beachtete ihn nicht weiter.

Seine Reisen haben sich von Boston nach Portland im Staate Oregon und von San Francisco nach New York erstreckt, doch immer nur in kurzen Touren täglich, da das lange Reisen seiner Gesundheit nicht zuträglich ist.

Alles in allem genommen, muß man zu dem Schlusse kommen, wie himmelweit entfernt der Affe doch vom Menschen ist, nur ein bißchen äußere Aehnlichkeit ist die Grundlage für die Behauptung der Malaien auf Borneo und Sumatra, die in den großen Affen Pariamenschen, Ausgestoßene sehen wollen, welche in der Einsamkeit der Wälder die Sprache verlernt haben.

Mannigfaltiges.

Artikel 111, Paragraph 16. — Der Kaufmann Thomas Brown in London lebte mit seinem Nachbar, dem Zollverwalter Eduard Hobson, in jahrelanger, grimmiger Feindschaft — wegen eines Apfelbaumes! Dieser stand im Garten Hobsons, bog sich aber über die trennende Planke, und seine schönen Gravensteiner Früchte fielen meist in den Garten Browns, wo sie der Gärtner Lukas schmunzelnd auflas. Darüber entbrannte nun jeden Herbst Herr Hobson in heller Wut, er schickte zu Herrn Brown und verlangte die Aepfel als sein rechtmäßiges Eigentum zurück. Herr Brown aber entgegnete jedesmal hohnlachend, was sich auf seinem Grund und Boden befände, gehöre ihm. Dann kam es regelmäßig zu einem erregten Wortwechsel über die Gartenplanke hinweg und zu Drohungen mit dem Gerichte. So ging es jahrelang. Lukas las die Aepfel auf, Hobson schimpfte und Brown auch. Endlich nahm die Sache eine andere Wendung.

Eines Morgens trat Brown in seinen Garten und riß die Augen gewaltig auf. Hobsons Knabe, Frederic, saß auf dem Apfelbaum, stach mit einem langen Stocke, an dem er eine Gabel befestigt hatte, die auf Browns Grund und Boden liegenden Aepfel auf und verzehrte sie mit größter Seelenruhe. Wütend ergriff Brown eine Hacke und jagte den Aepfeldieb in die Flucht, dann aber eilte er zum Friedensrichter, wo er Klage erhob. Hobson wurde vorgeladen und erschien mit sehr erstaunter Miene. „Ich will,“ sagte er, nachdem er den Grund der Vorladung erfahren hatte, „meinen Jungen durchaus nicht in Schutz nehmen,

aber der Apfelbaum steht in meinem Garten, folglich sind seine Früchte mein Eigentum."

„Dem ist leider nicht so," erwiderte der Friedensrichter lächelnd und blätterte in den vor ihm liegenden Akten. „Hören Sie dieses vor längerer Zeit schon erlassene Polizeimandat: Artikel 111, Paragraph 16: Jeder Land- und Gartenbesitzer ist ermächtigt und befugt, alle in sein Gebiet oder seinen Garten über Mauern oder Planken herüberhängenden Zweige und Aeste abzuschneiden oder zu kappen, wenn sie ihm hinderlich sind, sowie er auch alles, was in seinen Garten fällt, als sein unbestrittenes Eigentum betrachten darf."

„Ein sonderbares Gesetz, das den Begriff des Eigentums ja völlig aufhebt!"

Der Friedensrichter zuckte mit den Achseln. „Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Hobson, das Gesetz spricht gegen Sie. Uebrigens rate ich Ihnen, den Apfelbaum umhauen zu lassen, das verbietet Ihnen kein Gesetz."

„Da sei Gott vor! Mögen Herrn Brown alle seine Früchte zu gute kommen, mir spendet der Baum seinen Schatten, und sein die Augen erquickendes Grün gebe ich nicht her um alles in der Welt. Bitten Sie Herrn Brown in meinem Namen um Entschuldigung und sagen Sie ihm, er würde von nun an nie mehr Veranlassung zu einer Klage haben." —

Jahre waren vergangen, da spazierte Herr Brown mit seiner Tochter im Garten. Hinter der Planke erschien ein junger Mann und grüßte höflich.

„Wer ist das, Jane?" fragte Herr Brown ärgerlich, ohne den Gruß zu erwidern.

„Es ist der Doktor Frederic Hobson, der von langen Reisen soeben zurückgekehrt ist," erwiderte Jane errötend.

„Aha, der Apfeldieb," murmelte Herr Brown und ging verstimmt in sein Haus zurück. Jane blieb. Sie hatte den Doktor Frederic schon oft gesehen, sogar über die Planke hinweg mit ihm geplaudert. Auch heute wieder gerieten sie in ein langes Gespräch.

„Ach, wie gern," meinte endlich Jane, „hätte ich doch einmal Ihren Garten gesehen; er soll so schön sein! Aber mein Vater

hat mir leider streng jeden Verkehr mit unseren Nachbarn verboten."

„Die Planke ist nicht hoch, Miß Jane, Sie können bequem übersteigen."

Miß Jane zögerte, dann siegte die weibliche Neugierde, und mit Hilfe einer Leiter kletterte sie hinüber. Im letzten Augenblicke noch strauchelte sie und fiel dem Doktor in die schützend aufgehaltenen Arme. Dann betrachtete sie entzückt die Blumenpracht im Nachbargarten, alle die Jonquillen, Tazetten, Hyacinthen, Syringen, Amaryllen, Jasmin und Tulpen, die in herrlicher Blüte standen. Mister Frederic führte sie von Beet zu Beet und wurde nicht müde, ihr jede Blume zu zeigen und sie bewundern zu lassen.

Da sagte plötzlich eine tiefe Stimme: „Guten Abend, Miß Brown!"

Erschreckt sahen beide auf, sie standen vor Herrn Hobson. Sofort ergriff Frederic das Wort. „Teuerster Vater," sagte er, „hier siehst du meine Braut, darf ich dich um deine Einwilligung zu unserer Verbindung bitten?"

„Ich freue mich," erwiderte wider Erwarten der alte Hobson, „daß deine Wahl auf ein so liebenswürdiges Mädchen gefallen ist, und gebe dir dazu meinen innigsten Segen."

„Aber — mein Vater —" stammelte Jane.

Das Gesicht des alten Hobson überflog ein schelmisches Lächeln. „Ihrem Vater werde ich sofort schreiben. Nun geht aber hinein ins Haus zur Mutter und laßt auch sie an eurer Freude teilnehmen!"

Unterdessen schwebte Herr Brown in großer Angst. Seine Tochter war verschwunden und blieb es auch trotz allem Suchen. Da wurde ihm ein Brief übergeben. Er öffnete ihn und las mit immer mehr wachsendem Erstaunen: „Sir! Sie werden sich noch auf den Inhalt des Artikels 111, Paragraph 16 besinnen können, laut dessen Sie alles, was auf Ihren Grund und Boden gefallen ist, für sich in Anspruch nehmen dürfen. Sie wollen gestatten, daß ich denselben Artikel 111, Paragraph 16 zu meinen Gunsten in Anwendung bringe. Ihre Fräulein Tochter ist heute in meinen Garten gefallen, und ich betrachte sie als mein un-

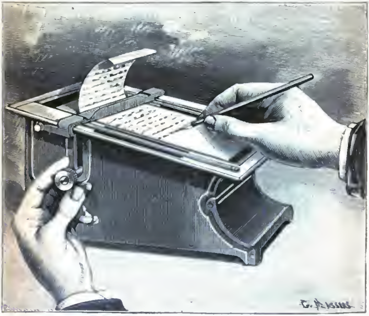
bestreitbares Eigentum. Da ich frei über sie verfügen darf, habe ich sie soeben mit meinem Sohne Frederic verlobt. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Richard Hobson."

Herr Brown wußte nicht, wie ihm geschah. Seine Tochter über den Zaun des Nachbars gefallen — verlobt — Artikel 111 — ihm schwindelte! Aber bald trat die kalte Ueberlegung an die Stelle der Verwirrung, die ihn zuerst befallen hatte. Hobson war ein reicher Mann, und sein einziger Sohn erbte einmal alles, was er hinterließ. Als daher das junge Brautpaar zitternd und zagend vor ihm erschien, gab er gerne seine Einwilligung zu ihrer Vermählung. Und als die Hochzeit gefeiert wurde, prangte mitten auf der festlich geschmückten Tafel ein Körbchen, gefüllt mit Gravensteiner Aepfeln. Sie waren jetzt gemeinsames Eigentum der Familien Hobson und Brown geworden, denn der Zaun war gefallen. Laut klangen die Gläser zum Heile des Artikels 111, Paragraph 16! D.

Neue Erfindungen. I. Der Neograph. — Zu den unentbehrlichsten Erfordernissen des modernen Lebens gehören alle jenen Apparate, die das selbstthätige Kopieren von Briefen, Rechnungen, Notizen oder Mitteilungen irgend welcher Art besorgen. Fast ebenso wichtig sind Vorrichtungen zur Aufbewahrung und sachgemäßen Ordnung solcher Schriftstücke. Ein neuer Apparat, der diesen beiden Zwecken gleichzeitig nachkommen will, ist der Neograph. Aeußerlich betrachtet, besteht derselbe aus einem kleinen Schreibpult, über dessen Schreibfläche sich zwei aufeinander liegende endlose Papierstreifen befinden. Der obere von ihnen dient zum Schreiben, der untere zur selbstthätigen Wiedergabe und Registrierung des Geschriebenen. Die innere Einrichtung des praktischen Instrumentes ist mit Hilfe unserer Abbildungen mit wenigen Worten erklärt.

Man bemerkt in der Schreibfläche (siehe zweite Abbildung) zwei der Papierbreite entsprechende Spalten. Aus der unteren von ihnen tritt bei C das Papier aus, welches sich vorher, und zwar in der doppelten Lage, in der es beim Schreiben verbraucht wird, auf der Walze A befindet. Ihre Verbindung ist so, daß man nur eine der beiden Lagen durch den Spalt und über die Schreibfläche zu ziehen braucht, um auch die gleichmäßige Be-

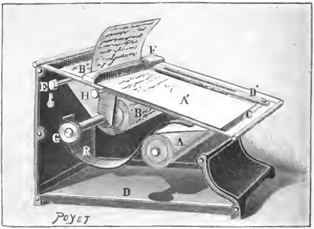
wegung der anderen zu veranlassen. Bevor man den Neographen in Gebrauch nimmt, hebt man die obere Papierschicht ein wenig auf und legt zwischen sie und die untere Schicht ein Blatt von durchschlagendem Blau- oder Tintenpapier, welches an beiden Kanten des Pultes durch Klemmvorrichtungen festgehalten wird. Nun führt man den oberen Rand des unteren Papierstreifens B in den zweiten Spalt des Pultes ein und befestigt ihn nach



Gesamtansicht des Neographen.

dem Zurückschlagen der Seitenwand auf der Walze B. Jetzt genügt es, die letztere durch den Knopf G in langsame Umdrehung zu setzen, um beide Papierstreifen gleichzeitig von der Walze A abzuwickeln. Der obere Streifen schiebt sich beim Schreiben Zeile für Zeile aufwärts, der untere, durch das Blaupapier von ihm getrennte, wird während des Schreibens mit denselben Mitteilungen bedeckt und rollt sich, durch den Spalt wieder ins Innere des Neographen eintretend, auf der Walze B auf. Ist eine Mitteilung, ein Brief oder dergleichen beendet,

so schlägt man das vorn mit einer scharfen Kante versehene Lineal F herab und reißt den beschriebenen Streifen ab, der von der Stahlkante wie mit Messerschärfe durchschnitten wird. So hat man gleichzeitig die Bequemlichkeit, durch eine kleine Drehung des Knopfes G immer auf derselben Zeile schreiben zu können, auf die einfachste Weise die Trennung der einzelnen Mitteilungen zu bewirken und gleichzeitig am Abend, ohne daß man davon irgend welche Mühe gehabt hat, eine sauber aufgerollte



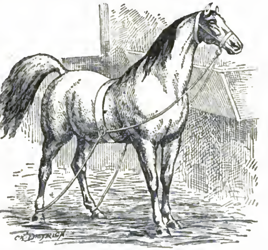
Innere Einrichtung des Neographen.

Abschrift der ganzen Tagesarbeit in derselben Reihenfolge, in der sie geschrieben wurde, zu besitzen.

Wir entnehmen diese interessanten Mitteilungen dem „Neuen Universum", jenem bekannten Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, dessen 19. Jahrgang soeben erschienen ist. Der schön ausgestattete Prachtband ist als Ganzes zum Preise von Mark 6.75, auf Wunsch aber auch in 12 Lieferungen zu 50 Pfennig durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen und eignet sich besonders als lehrreiches und unterhaltendes, stets willkommenes Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend. F. Z.

II. Vorrichtung, um das Ausschlagen der Pferde zu verhindern. Mit dem Namen Martingal bezeichnet man, wie

jeder Reiter und Pferdebesitzer weiß, einen am Untergurt des Tieres befestigten Hilfszügel, der zwischen den Vorderbeinen des Pferdes hindurch durch das Vorderzeug geht und weiter nach oben sich in zwei Enden gabelt, durch deren Ringe die Trensenzügel gezogen werden. Dieses Martingal ist das beste Mittel, um bei sogenannten Kopfschlägern und Sternguckern den Kopf innerhalb einer Stellung zu halten, welche die Wirkung der Zügel sicherstellt. — Nicht minder einfach und sicher ist eine neuerfundene Vorrichtung, um das lästige und gefährliche Aus-



Vorrichtung, um das Ausschlagen der Pferde zu verhindern.

schlagen der Pferde im Stalle zu verhindern. Den Pferdebesitzern waren bereits mehrere Mittel zu seiner Verhütung bekannt, allein dieses neueste ist so praktisch, daß es wohl am Platze sein dürfte, weitere Kreise darauf hinzuweisen. Der Erfinder hat es „Kosmos" genannt, und unsere Abbildung macht seine Anbringung so deutlich, daß wenige Worte zur Erläuterung genügen dürften. Der „Kosmos" besteht aus einem Strick, der oben durch einen Ring unterhalb jenes Teiles des Halfters geht, der sich um die Nase legt. Abwärts geht er durch Ringe, die auf beiden Seiten des Bauchgurtes befestigt sind, und legt sich schließlich um die beiden Fesselgelenke der Hinterbeine. Die Wirkung, welche hier-

durch hervorgebracht wird, ist leicht zu begreifen. Sobald das Tier auszuschlagen versucht, bekommt es jedesmal einen tüchtigen Schlag auf die Nase, und wenn sich bei wiederholten Versuchen jedesmal dasselbe Ergebnis ergiebt, so wird es sehr bald einsehen, daß es besser ist, dieser Untugend zu entsagen. Fr. R.

Das lachende Porträt. — Als Napoleons I. Bruder Jerome noch nicht König von Westfalen war, befand er sich trotz eines glänzenden Einkommens oft in Geldverlegenheit. In diesem Falle wandte er sich gewöhnlich an Murat, den Adjutanten Napoleons, und dieser beeilte sich, ihm auszuhelfen. Einmal aber war dieser freigebige Freund nicht in Paris anwesend, und Jerome brauchte höchst notwendig fünfundzwanzig Napoleondor zur Tilgung einer Ehrenschuld. Da fiel ihm ein Oheim, der Großalmosenier des Kaiserreichs, Joseph Fesch, ein. Sofort ritt er zu ihm. Fesch befand sich gerade in seiner weltberühmten Gemäldegalerie und musterte einige neuangekommene Meisterwerke der Kunst. Der Neffe brachte sein Anliegen vor, doch wurde ihm seine Bitte rundweg abgeschlagen.

„Fünfundzwanzig Napoleondor! Wann würdest du sie mir zurückzahlen können?"

„Das weiß ich nicht so genau," erwiderte Jerome kleinlaut.

„Es thut mir leid, gerade jetzt habe ich große Ausgaben für Bilder gehabt. Sieh, dieser Van Dyck kostet mich mehr als sechstausend Napoleondor."

„Du verweigerst mir also die Summe?"

„Lieber Neffe, es läßt sich leider nicht anders machen."

Da zog der „liebe Neffe" den Degen und rief in der scheinbar größten Wut: „Dieses Porträt hier, es lacht mich aus! Die Augen werde ich ihm ausbohren, wenn es nicht aufhört zu lachen!" Und damit drang er mit dem Degen immer näher auf den Van Dyck ein.

„Jerome, Jerome, halt ein! Es hat ja einen unersetzlichen Wert, es kostet mich ja sechstausend Napoleondor!" rief Joseph Fesch entsetzt.

„Und ich werde ihm auf der Stelle den Garaus machen, wenn du mir nicht die fünfundzwanzig Napoleondor giebst."

Da zog der geizige Oheim ächzend und jammernd seine Börse und zählte die verlangte Summe auf. D.

Das Lied eines Kindes. — Bei einem schweren Grubenunglück in den Kohlenwerken Pennsylvaniens waren viele Bergleute schon drei Tage lang verschüttet, und alle Rettungsversuche hatten sich bisher erfolglos erwiesen. Die meisten Arbeiter des Kohlenwerkes, welche sich um die Rettung der verunglückten Kollegen bemühten, waren Deutsche, deren sich allmählich eine große Erregung bemächtigt hatte, die teils aus dem Mitgefühl für die Frauen und Kinder der Verschütteten, teils aus der Enttäuschung über ihre eigenen nutzlosen Bemühungen entsprungen sein mochte. Am Abend des dritten Tages hatte sich eine murrende, zu jedem Gewaltakt fähige Menge an der Schachtmündung versammelt, die in der Meinung, daß die Verschütteten schon tot seien, von jeder weiteren Nachgrabung abstand und nur auf die ihrer Meinung nach für diesen Unfall verantwortlichen Grubenbesitzer schimpfte, so daß jeden Augenblick ein gefährlicher Wutausbruch zu befürchten war.

In der Nähe stand ein kleines, etwa elfjähriges Mädchen, deren ängstlich umherschweifende Blicke verrieten, daß sie die Gefahr des Augenblicks vollständig begriff. Da fing sie mit einiger Mühe an, leise zu singen. Bald aber faßte sie Mut, und von einer Kinderstimme erklang der Choral „Aus tiefer Not schrei ich zu dir". Ringsum schwieg alles. Bald aber vereinigte sich eine Stimme mit der des Kindes, dann noch eine und wieder eine, und endlich sang die ganze Menschenmenge. Die erregten Herzen beruhigten sich ganz wunderbar. Die Leute nahmen ihr Rettungswerk mit frischem Eifer auf, und vor Anbruch des Morgens verkündeten Freudenrufe aus dem Schachte, daß die Verschütteten noch lebend gefunden worden waren. Wohl selten ist ein Wort mehr zur rechten Zeit gekommen, als hier das fromme Lied eines Kindes. —dn—

Der Eismantel der Erde. — Die beiden Vereisungszonen, welche sich vom Nordpol und Südpol aus über viele Breitengrade der Erde erstrecken, sind bedeutend größer, als gewöhnlich angenommen wird. Von den 180 Parallelkreisen, in welche man die Oberfläche unseres Planeten vom Nordpol bis zum

Südpol eingeteilt hat, liegen im Umkreise des ersteren etwa 15, im Umkreise des letzteren etwa 25 Breitengrade im Banne einer Eisdecke, welche mit geringen Ausnahmestellen weder Sommer noch Winter weicht. Die Fläche, welche dergestalt in nahezu ewiges Eis gehüllt ist, beträgt um den Nordpol rund 10, um den Südpol rund 20 Millionen Quadratkilometer — insgesamt dreimal die Fläche von Europa. Am Südpol scheint dieses vollkommen vereiste Areal größtenteils aus Land zu bestehen, am Nordpol wird es vom arktischen Meere gebildet und schließt nur geringe Landmassen ein.

Also ein Areal von rund 30 Millionen Quadratkilometer oder 6½ Prozent der Oberfläche der Erde lagert Sommer und Winter hindurch unter einer Eisdecke, die etwa zur Hälfte sich über große, verborgene Ländermassen breitet und dann Hunderte von Metern dick ist, zur anderen Hälfte aber auf den Polarmeeren sich bewegt und wechselnde Stärken, von 5 oder 10 Meter bis zu 300 und 400 Meter, wenn es sich um Eisberge handelt, zeigt. Der erstere Flächenraum bleibt nahezu unverändert, solange nicht große klimatische Umwälzungen die ganze Erde beeinflussen, der zweite dagegen, den Einwirkungen der Winde und Meeresströmungen unterliegend, ist um so veränderlicher und wächst, je nachdem die nördliche oder südliche Halbkugel Sommer oder Winter hat, weit über seine gewöhnlichen Grenzen hinaus. Im Winter des Nordens ist die ganze unermeßliche Wasserfläche, welche sich zwischen den Nordküsten von Europa, Asien und Amerika erstreckt, beinahe völlig mit Eis angefüllt, und so wie dann auf der nördlichen Halbkugel aller Raum zwischen dem Pol und dem 70. Breitengrad vereist ist, so wächst während des südlichen Winters die dortige Eisdecke bis an den 60. Breitengrad, und dann kann sich die Eisbedeckung der Erde nahezu auf 50 Millionen Quadratkilometer steigern. Ganz Asien, unter Eis begraben, würde noch nicht an dieses Maß der Vereisung heranreichen.

Weit ausgedehnter nun, als diese völlige oder nahezu völlige Eisbedeckung, sind die Räume, in welche die Polarkälte im Frühling und Winter ihre Arme in Gestalt von schwimmenden Eisbergen und Schollen vorstreckt, deren Begegnung schon manches Schiff

mit seinem Untergange bezahlt hat. Sowohl im Norden als im Süden reichen diese Zonen des Treibeises bis an den 40. Breitengrad, so daß nur 80 von 180 Parallelkreisen ganz dem Einfluß des Polareises entzogen sind, während letzteres auf 40 Breitengraden beständig regiert, über 50 wenigstens allwinterlich seine Arme ausstreckt und weitere 50 Grade mit seinen schwimmenden Boten unsicher macht. Zur Gesamtoberfläche der Erde verhält sich die vom Gletscher- oder Treibeis überspannte oder doch wenigstens zeitweilig gestreifte Fläche etwa wie 1 zu 4.

Die Erde hat aber auch Epochen gehabt, in denen es ganz anders um ihre Eisbedeckung aussah. Während der diluvialen Eiszeit waren die Erdteile Europa und Nordamerika allein in einem Umfange von 26 Millionen Quadratkilometer vergletschert — etwa so viel, wie die Fläche von Afrika beträgt. Im ganzen dürfte sich das Gebiet der totalen Vereisung auf der nördlichen Halbkugel damals beinahe ebensoweit erstreckt haben, wie heute das Gebiet der schwimmenden Eisberge; mit Einschluß der zweifelsohne von dickem Scholleneis bedeckten Meere würden dann um den Nordpol etwa 60 Millionen Quadratkilometer von Eis gestarrt haben. Selbst wenn die damalige Vereisung des Südpols nicht größer als heute gewesen wäre, so hätte dennoch jene Glacialperiode nicht weniger als den siebenten Teil der ganzen Erde — immer natürlich nach rohen Schätzungen — unter einer Decke von Eis begraben. B.

Revanchiert. — Der englische Gesandte in Neapel hatte ein äußerst gelungenes Fest gegeben, das ihm jedoch nur sehr geringe Kosten verursacht hatte. Als dies unter den Gästen bekannt wurde, gab es darunter viele, die das früher so schön gefundene Fest ihrer und des Gastgebers auf einmal unwürdig fanden und dasselbe auf jede Weise herabsetzten. Der Gesandte beschloß, sich zu rächen, und er that dies als richtiger Engländer, zugleich als ein Mann, dem die Guineen nicht viel kosten. Er ließ Einladungen zu einem neuen Feste ergehen und sorgte dafür, daß man überall vorher schon von der Pracht dieses Festes sprach. Die Geladenen erschienen vollzählig, denn niemand wollte versäumen, zu sehen, was für eine Revanche der Gesandte für das erste, nun als armselig verschrieene Fest nehmen würde. Wie erstaunt waren

jedoch die Gäste, als sie bei der Ankunft im Gesandtschaftshotel keinerlei Vorbereitung zu einem großen Feste gewahr wurden. Der Gastgeber empfing sie in einem nur mäßig erleuchteten Saal. Keine Kronleuchter, keine gedeckten Tafeln. Endlich, als alle versammelt sind, bringt ein Diener eine Spirituslampe herbei. Alle glauben, daß irgend ein wunderbares, überraschendes Schauspiel sich entwickeln wird. Der Hausherr aber redet sie mit folgenden Worten an: „Meine Herren! Ich weiß, daß Sie ein Fest nicht nach dem Vergnügen und der Unterhaltung, sondern bloß nach den Kosten schätzen. Sehen Sie hier, mein Rock ist mit einem Gemälde von Domenico gefüttert, das 5000 Pfund Sterling wert ist. Aber das ist nicht alles. Hier sind zehn Billets, jedes von 1000 Guineen, zahlbar bei Sicht von der Bank zu Amsterdam." — Er rollte dieselben zusammen und hielt sie über die Spiritusflamme, welche die Papiere langsam verzehrten. — „Ich zweifle nicht, meine Herren," fuhr er fort, „daß mein heutiges Fest Sie im vollsten Maße befriedigt hat, und daß Sie dasselbe sehr nach Ihrem Geschmack finden werden." — Mit einem „Guten Abend, meine Herren, mein Fest ist zu Ende!" zog sich dann der Gastgeber in seine Gemächer zurück. G. v. M.

Vom Münzwesen. — Eine einheitliche deutsche Reichsmünze wurde schon im vorigen Jahrhundert angestrebt. In zwei Reichsgutachten — vom 13. April 1737 und 10. September 1738 — trugen einstimmig die drei Kollegien des Reichstags darauf an, einen für das ganze Reich gültigen Münzfuß herzustellen. Die eine Goldmünze sollte der Dukaten (zu 4 Gulden) und der Goldgulden (zu 3 Gulden) und die neue Silbermünze der Thaler (zu 2 Gulden) sein. Kaiser Karl VI. stimmte diesen Gutachten am 11. Dezember 1738 bei und forderte auf, noch näher auf die wichtige Frage einzugehen. Es wurden deshalb die Münzwardeine Deutschlands nach Regensburg berufen, und diese stellten zunächst fest, daß damals in Deutschland 25 ausländische Gold- und 38 ausländische Silbermünzarten, 58 inländische Gold- und 138 inländische Silbermünzarten im Umlaufe seien.

Aber an eine gleichförmige Einführung des Reichsmünzfußes war bei der damaligen Zerrissenheit des deutschen Reiches

nicht zu denken. Der am 21. September 1753 stattfindenden Münzkonvention traten nur Oesterreich, Bayern, Sachsen und die Pfalz bei. D.

Blücher als Sänger. — Es dürfte vielleicht nur wenigen bekannt sein, daß der „alte Blücher" auch als Sänger einmal Lorbeeren geerntet hat. Blücher war ein sehr großer Verehrer Mozarts, und namentlich war nach seiner Meinung die „Zauberflöte" das beste Musikstück, welches je geschrieben worden. Auf einer Soiree in Aachen, während des dortigen Kongresses, auf welcher auch die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der Kronprinz von Preußen anwesend waren, sang die Catalani unter anderem auch Papagenos „Klinge, Glöckchen, klinge". Der alte Haudegen war außer sich vor Entzücken. Er sprach dies ganz laut aus und bat die Sängerin, noch etwas aus der Papagenopartie vorzutragen. Die Catalani entschuldigte sich, daß sie nichts daraus studiert habe.

„Das schadet nicht," erwiderte Blücher, „das kann ich Sie gleich lehren; ich kann alles aus der Zauberflöte."

„Was, Blücher!" rief der Kaiser Alexander, „Sie können noch singen? Da müssen Sie uns etwas zum besten geben."

Der alte Marschall ließ sich nicht zweimal bitten; er trat vor und sang mit rauher Stimme und dabei ziemlich falsch Papagenos „Der Vogelfänger bin ich ja". Laut lachend gab der Kaiser Alexander das Zeichen zu einem donnernden Applaus, und auf allgemeinen Wunsch sang Blücher noch: „Ein Mädchen oder ein Weibchen wünscht Papageno sich" und zuletzt noch aus Mozarts „Entführung" das Trinklied: „Vivat Bacchus, Bacchus lebe!" Der Beifallssturm wollte nicht enden, und die Catalani äußerte lachend: „Der alte Blücher hat mich ebensogut geschlagen wie die Franzosen, denn er ist viel mehr applaudiert worden wie ich." Th.

Eine Wette. — Vor einigen Jahren wurde folgende eigenartige Wette zwischen einem Amerikaner und einem Athleten ausgetragen. Der Amerikaner wettete nämlich um eine ansehnliche Summe, daß der Athlet nicht im stande sei, einen halben Liter Wasser tropfenweise aus der Höhe von drei Fuß auf seine flache Hand fallen zu lassen. Lachend ging der Kraftmensch, der keine

Damenhand besaß, darauf ein, und die ganze Gesellschaft hielt die Wette für den Amerikaner verloren. Das Wasserquantum wurde abgemessen und in ein bestimmtes, mit einem engen Abflußrohr versehenes Blechgefäß hineingegossen. Dann wurde die Tropfdistanz festgestellt und das Geduldspiel begann. Bis 300 war schon unter allgemeiner Stille gezählt worden und ebenso viele Wassertropfen waren auf die Handfläche des Athleten niedergefallen. Der Kraftmann wurde immer röter im Gesicht, verbiß anfangs den Schmerz, den er empfand, konnte es aber, nachdem 420 Tropfen auf seine Hand herabgeträufelt waren, nicht mehr aushalten. Seine innere Handfläche war stark entzündet und an einer Stelle sogar die Haut gesprungen. Und doch war erst ein kaum merklicher Teil des Wassers dem Blechgefäß entflossen. Die Zuschauer konnten sich vor Erstaunen kaum fassen; noch verwunderter aber war der Athlet, der bei Eingehen seiner Wette an das bekannte Sprichwort von dem steten Tropfen und den durch ihn gehöhlten Stein jedenfalls nicht gedacht hatte. G. T.

Kosciuszkos Jugendliebe. — Der berühmte polnische Freiheitsheld Thaddäus Kosciuszko (geb. 2. Februar 1746) liebte als feuriger Jüngling die schöne Tochter des Marschalls von Litauen und Vizekronfeldherrn Joseph Sosnowski. Aber es bestand wenig Aussicht, daß dieser stolze und reiche polnische Edelmann in die Verbindung der Liebenden willigen werde. Denn Kosciuszko, ein schlichter Hauptmann in unsicheren polnischen Diensten, konnte dem Mädchen kaum etwas mehr als seine Liebe bieten. Thaddäus und Luise suchten daher ihr Verhältnis geheimzuhalten; ohne Wissen des Vaters trafen sie sich zu süßen Plauderstunden. Endlich aber entschloß sich doch der junge Kosciuszko, zu dem Vater seiner Geliebten zu gehen, ihm ihre gegenseitige Liebe zu gestehen und seine Wünsche vorzulegen. Die Antwort lautete verächtlich, ja beleidigend. Dem Mädchen ward es klar, daß sie jetzt Kosciuszkos gekränkter Ehre ebensoviel schuldig sei als seiner Liebe: sie entfloh mit ihm, um sich ihm, weit von der Heimat entfernt, antrauen zu lassen. Aber auf der Flucht brach der Wagen, es entstand ein Aufenthalt, und dies machte es dem zornentbrannten Vater möglich, das liebende Paar einzuholen.

Er erschien mit zwei bewaffneten Dienern, aber auch Kosciuszko blieb nicht ohne Verteidiger, denn die Bauern eilten den Liebenden zu Hilfe. Der Vater zog das Schwert und drang auf Kosciuszko ein. Des Jünglings geübte Hand entwaffnete ihn indes bald. Kosciuszko hätte nun das Mädchen seines Herzens als schöne Beute im Triumphe fortführen können, da die beiden Diener keinen Angriff wagten; der edle Jüngling aber reichte dem Vater seiner Geliebten das Schwert wieder und erklärte, daß er auch auf die Tochter verzichte. Sich zu Luise wendend, sprach er: „Ich kann das Blut deines Vaters nicht vergießen — um diesen Preis will ich dich nicht gewinnen.“ Der alte Edelmann war durch diesen Verzicht gedemütigt, aber nicht gerührt. Er nahm sein bleiches, sprachloses Kind in seine Arme, das Mädchen drückte Kosciuszkos Hand, ohne ein Wort zu sprechen, an ihr Herz, und die Liebenden trennten sich — auf ewig. Kosciuszko verließ Polen und blieb zeitlebens unvermählt; die schöne Luise Sosnowska aber ward später eine Fürstin Lubomirska. D—l.

Malergrillen. — Die Malerbücher des 16. und 17. Jahrhunderts berichten über allerlei Absonderlichkeiten, deren sich damals manche Jünger von der Palette befleißigten. Arnold Gelder trug die Farben nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Finger auf. Nicola Cassana warf sich zu Boden und schrie wie ein Besessener, wenn ihm ein Gemälde nicht nach Wunsch gelang. Ein anderer italienischer Maler setzte darin seinen Ehrgeiz, daß er die Schatten mit der rechten, die Lichter mit der linken Hand malte. Estevan March schlug auf der Trommel einen Sturmmarsch und suchte sich dadurch in eine kriegerische Stimmung zu versetzen, bevor er an seinen Schlachtbildern weiter arbeitete. Der Geschichtsmaler Deodat Delmont trieb Wahrsagerei als Nebenberuf in seinen Mußestunden, und Nikolas Colombel fand so großen Gefallen an dem Leben eines Einsiedlers, daß er weder von einem Weibe, noch von Schülern und Dienern etwas wissen wollte. Auf den absonderlichsten Einfall unter den Malern jener Zeit kam aber wohl der Italiener Baglione. Von diesem erzählt man, daß er in seinem Atelier zu Parma einst plötzlich mitten in der Arbeit von der Staffelei aufgesprungen und, ohne

sich erst umzukleiden, in seinem Maleranzuge mit der Kappe auf dem Kopfe und in Pantoffeln angethan, nach Rom gereist sei, um dort eine Säule, welche er auf einem eben begonnenen Gemälde anbringen wollte, zu kopieren. H. Ww.

Der musikalische Hund. — Im Jahre 1802 kam der damals bekannte Zirkusdirektor Currier mit seinem Hundezirkus nach Paris, um Vorstellungen zu geben. Die allabendliche Glanznummer bildete Azor, der kleine Lieblingshund, auf dem Klavier spielend. Das gelehrige Tier sprang auf den Sessel, setzte sich artig vor das Piano und begann zum Erstaunen der Zuhörer die „Marseillaise" zu spielen.

Da, eines Abends, erscholl plötzlich aus der Zuhörerschaft die Stimme: „Azor, such das Kätzchen!"

Azor machte einen Satz und verschwand bellend unter den Stühlen des Publikums. Aber welche Ueberraschung! Das Klavier spielte allein weiter — es war ein mechanisches Piano. E. K.

Er will nicht! — Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, litt in den letzten Jahren seines Lebens an einer Halsgeschwulst. Vergebens hatte sein Leibarzt alles versucht, dieselbe wegzubringen, sie wich nicht, und es mußte ein operatives Einschreiten stattfinden. Diese Operation auszuführen, dazu erschien niemand geeigneter als der berühmte Martin Langenbeck, Professor der Chirurgie an der Universität Göttingen. Langenbeck wurde berufen und kam. Der Kurfürst, der von Gelehrten nicht viel hielt, ließ ihn zunächst lange im Vorzimmer warten, und als er ihn endlich vorließ, empfing er ihn mit den wenig liebenswürdigen Worten: „Kann Er mir das da operieren?" Dabei deutete er mit dem Zeigefinger auf seine Geschwulst.

Langenbeck maß den unhöflichen Kurfürsten mit finsterem Blick, dann sagte er langsam: „Er kann, aber er will nicht!" und verließ das Zimmer.

Vergebens war das Bitten des über diese Scene in Entsetzen geratenen Leibarztes, Langenbeck blieb unbeugsam, und der Kurfürst mußte, als er am 27. Februar 1821 an einem Schlagflusse gestorben war, seine Halsgeschwulst mit ins Grab nehmen. D.